11

1960

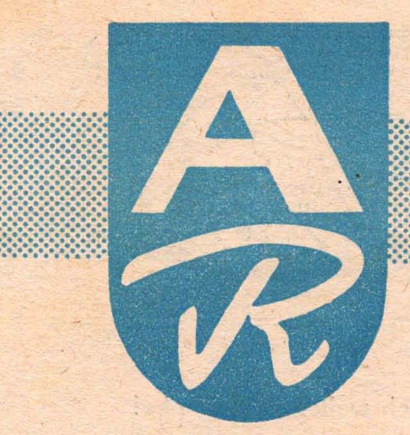


PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



Jules Perahim (Rumänien) · Linolschnitte aus dem Zyklus „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“



GIBT DAS WORT

Major Hans Warz

Messegäste

Die „Messe der Meister von morgen", die größte polytechnische Lehrschau der Jugend der DDR für den Sieg des Sozialismus, hat zum drittenmal in Leipzig ihre Pforten geöffnet.
Wir gehen durch die verschiedenen Abteilungen des BUGRA-Messehauses und stellen fest, daß unsere Jugend die Losung der Partei der Arbeiterklasse vom sozialistischen Arbeiten, Lernen und Leben verstanden hat und erfolgreich in die Tat umsetzt.
Diese Schau beweist, der Siebenjahrplan, das ist der Kampfplan der Jugend, für dessen Erfüllung sie alle ihre Fähigkeiten und Talente zum Nutzen der gesamten Gesellschaft einsetzt.
Im zweiten Stock finden wir den Ausstellungsteil der Nationalen Volksarmee. Er zeigt, daß die Jugend in der Nationalen Volksarmee ihren konkreten Beitrag zur Erfüllung des Siebenjahrplanes leistet und den wirksamen Schutz des Sieges des Sozialismus auf ihre Fahnen geschrieben hat.

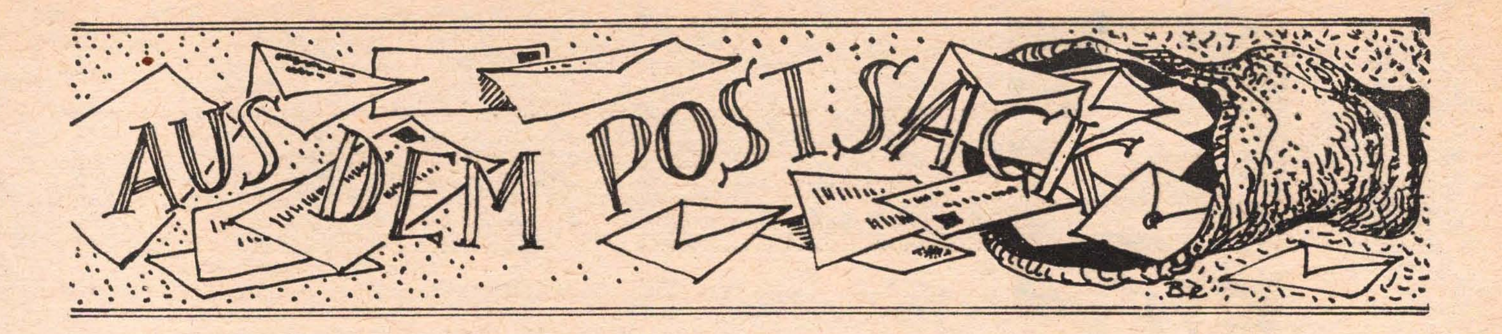
Die Vorbereitung auf die „3. Messe der Meister von morgen" war in den FDJ-Organisationen der Nationalen Volksarmee mit dem Ziel verbunden, die vielfältigsten Formen und Methoden dieser Arbeit zum festen Bestandteil des sozialistischen Wettbewerbes werden zu lassen, höchstmöglichen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Rationalisatoren- und Erfinderbewegung zu nehmen und sie auf die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft zu richten.
Wie wurde diese Aufgabe erfüllt?
Stärker als im vergangenen Jahr bestimmten die Arbeiten junger Rationalisatoren und Erfinder die Vorbereitungen auf die „Messe der Meister von morgen" in den Einheiten.

Aus der Fülle der in den Einheiten und auch in Leipzig ausgestellten Arbeiten seien nur die hydrauliche Abziehvorrichtung für Laufräder von Panzern, das Infrarot-Trockengerät für Kabelisolierungen oder die Schleifmaschine für Panzeroptiken genannt. Alle drei Konstruktionen sind die Arbeit eines Werkstattkollektivs unter Leitung von Oberleutnant Wieweck.
Der Vorschlag des Kollektivs des Gefreiten Keil zur Einsparung von Steuerkabel ermöglicht, daß wir einen Wert von 73 000 DM anderweitig nutzen können.
Die Überlegungen des Genossen Obermeister Frömel haben einen besonderen Nutzen für die Ausbildung der Funkgasten unserer Seestreitkräfte. Ein anderer von ihm eingebrachter Vorschlag bringt neben dem taktischen Wert allein im Bereiche der Seestreitkräfte einen Nutzen von etwa 45 000 DM.
Noch viele andere Vorschläge und Neuerungen hätten es verdient, hier gewürdigt zu werden, jedoch reicht der Platz dazu nicht aus.
Deshalb mögen einige Zahlen dazu beitragen, das Gesamtbild abzurunden. Im Verhältnis zum Jahre 1958 ist die Anzahl der eingebrachten Vorschläge bis Anfang 1960 um 1000% gestiegen. Der errechnete Wert der Vorschläge betrug 1959 etwa 635 000 DM.
Bereits im I. Quartal des Jahres 1960 haben über 100 Kollektive der Nationalen Volksarmee Vorschläge zur Verbesserung der Ausbildung und ihrer Basis gemacht. Die Beteiligung von Kollektiven ist weitaus stärker als im Vorjahr.

Allein im II. Quartal 1960 haben die Überlegungen und Vorschläge Hunderter Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere und Zivilangestellter der Nationalen Volksarmee einen effektiven Wert von etwa 141 000 DM erbracht.

Die Ergebnisse bei der Vorbereitung der „3. Messe der Meister von morgen" sowie der Ausstellungsteil der Nationalen Volksarmee zeigen jedem, daß die Jugend in der Nationalen Volksarmee wie in den Betrieben und Lehranstalten unserer Republik ihre technischen und kulturellen Interessen allseitig entwickeln kann.
Die vielen Arbeiten legen Zeugnis davon ab, wie sich diese Initiative der Genossen darauf orientiert, die Gefechtsbereitschaft unserer Armee zu erhöhen und Bestleistungen in der politischen und militärischen Ausbildung zu erreichen.
Der Anteil der Vorschläge, die Soldaten und Unteroffiziere einbringen, ist ständig im Wachsen begriffen. Im II. Quartal dieses Jahres haben z. B. 286 Genossen Soldaten und Unteroffiziere wertvolle Vorschläge zur besseren Nutzung vorhandener Mittel, zur Verbesserung der Basis usw. eingereicht.
Alle diese Vorschläge und Überlegungen sind nicht nur Ausdruck technischer Interessiertheit, sondern in erster Linie ein Beispiel der Sorge und Verantwortung unserer Soldaten um die ständige Gefechtsbereitschaft, sind Ausdruck politischer Reife und Verantwortung für die Sicherung des Friedens.

Die Beachtung selbst des geringsten Hinweises, des kleinsten Vorschlages und die Mitarbeit und Verantwortung aller Genossen für die Gesamtentwicklung ist ein Wesenszug der sozialistischen Armeen. Diese Masseninitiative zur bewußten Mitwirkung an der Stärkung der Armeen des Sozialismus ist undenkbar für die Armeen der imperialistischen Staaten, deren Soldaten keineswegs für die Stärkung der Positionen ihrer eigenen Unterdrücker, für die wirksame Verbesserung der Ausbildung der Armeen arbeiten und die andererseits das Denken ihren Vorgesetzten und den Pferden überlassen müssen.
Die vielfältigen Vorbereitungen auf die „3. Messe der Meister von morgen" waren von großer Bedeutung für die sozialistische Erziehung unserer Genossen.
Besonders dort, wo diese Arbeit auch von den Kommandeuren gelenkt und von den FDJ-Leitungen zielstrebig organisiert wurde, hat sich in sinnvoller Gestaltung ihrer Freizeit ein großer Teil unserer Genossen bewußt mit den Fragen beschäftigt, die unmittelbar zur Stärkung der Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee beitragen.
Auf der Grundlage der Weisungen des 9. Plenums des ZK der SED und der Ausbildungsaufgaben für die Nationale Volksarmee kommt es darauf an, die auf der Beratung mit jungen Rationalisatoren und Erfindern der Volksarmee gestellten Aufgaben in den Einheiten zu konkretisieren und weiter festen Kurs auf die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee zu nehmen.
Es gilt die vorhandenen Mängel in der Leitung und Unterstützung der Rationalisatoren- und Erfinderarbeit, bei der Entwicklung und Lenkung der Initiative der Genossen sowie in der Bearbeitung der Vorschläge, auf allen Ebenen schnellstens zu überwinden.
Es ist erforderlich, den Stamm der Rationalisatoren und Erfinder weiter zu vergrößern, mit ihnen zu arbeiten und ihnen ständig konkrete Ziele zu stellen.
Im Rahmen der Kompaßbewegung, der Hauptmethode der Arbeit der FDJ im sozialistischen Wettbewerb, müssen die FDJ-Organisationen und ihre Leitungen regelmäßiger die Arbeit der FDJ-Mitglieder in der Rationalisatoren- und Erfinderbewegung einschätzen, ihr technisches Interesse bewußt entwickeln und sich insgesamt mehr um die Rationalisatoren- und Erfindertätigkeit als wichtige Masseninitiative sorgen.



Leser schrieben zu: Verhöhnung unserer Uniform?

Ein dummer Witz!

Im Heft 9/60 fiel mir der Artikel „Verhöhnung unserer Uniform" besonders auf. In diesem Falle teile ich durchaus die Meinung der Matrosen. Die Uniform ist doch ein Ehrenkleid unseres Staates. Besonders die Uniform unserer Seestreitkräfte ist doch zum größten Teil sehr alte Tradition. Es war mir schon lange nicht klar, was Herr Klimpke mit dieser vielumstrittenen Zeichnung beabsichtigte.



Ja, aber wohin im Urlaub?

Ebenfalls bin ich der Ansicht, daß man an dieser nicht gerade geistreichen Zeichnung niemals den praktischen Menschen erkennen kann. Es ist mir unvorstellbar, daß sich ein Genosse zu derartig dummen Witzen hinreißen lassen würde. Wesentlich besser hat mir die Witzseite im Heft 6/60 (Urlaub-Schein) gefallen. Denn das, was auf dieser Witzseite abgebildet ist, entspricht fast immer den Vorkommnissen im täglichen Leben.

Adelheid Pyritz, Stralsund,
Medizinische Fachschule

Ein Schelm, der Schlechtes dabei denkt

Die sechs Matrosen, Obermatrosen und Obermaate (Leserzuschrift „Verhöhnung unserer Uniform?", Heft 7/60) scheinen wenig Sinn für Humor zu haben. Mir hat die umstrittene Witzzeichnung der 3. Umschlagseite des Heftes 7/60 gefallen. Ich trug selbst fünf Jahre das Ehrenkleid unserer Nationalen Volksarmee (darauf bin ich heute noch stolz, leider mußte ich aus gesundheitlichen Gründen ausscheiden), aber ich sehe in der Zeichnung Paul Klimpkes keine Verhöhnung der Mützenbänder bzw. der Uniform überhaupt. Ginge man nach dieser Meinung, daß diese Zeichnung die Uniform verhöhnt, oder gar die Tradition verletzt, so könnte man zum Beispiel auch über einige Zeichnungen der vorletzten Umschlagseite des Septemberheftes stolpern; aber auch diese gefallen. Ich denke, die Gefahr, die Uniform zu „verhöhnen" oder die Tradition zu verletzen, besteht eher darin, wenn sie von den Angehörigen der Nationalen Streitkräfte nicht gepflegt und nicht nach der Bekleidungsordnung getragen wird und man sich in der Öffentlichkeit unwürdig verhält.

Die Zeichner der „Armee-Rundschau" sollen uns weiter so ihre humorvollen Einfälle aus dem Leben unserer Nationalen Streitkräfte als lustige Zeichnungen zu Papier bringen. Schließlich werden damit mehr oder weniger menschliche Schwächen aufgespießt. Ist nun einmal ein Einfall nicht so gelungen — was tut's? Auch die Zeichner müssen und werden sich Mühe geben, ihre Arbeit ständig zu verbessern und ihren „Witzen" einen „Sinn" zu geben.

Peter Zobel,
Nordhausen/Harz,
Jüdenstr. 7

Damit das Trommelfell nicht platzt

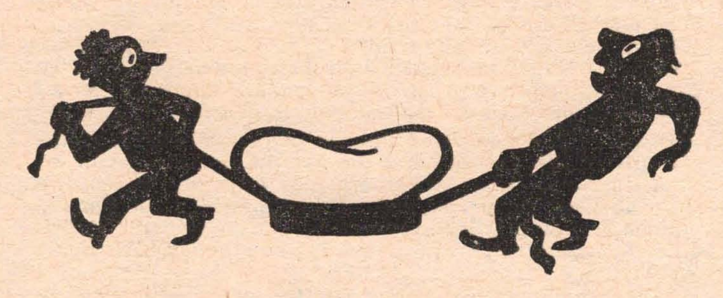
... und wenn Zeichner Paul Klimpke in Heft 7 der „AR" eine solche Zeichnung wie den Matrosen am Geschütz gezeichnet hat, dann hat er bestimmt solche Matrosen getroffen. Beim großen Kaliber dröhnt das nämlich ganz schön in die Ohren.

Herbert Reimann

Mach weiter so, Klimpke!

Seeleute haben eigentlich immer sehr viel Sinn für Humor gehabt. Auch bei unseren blauen Jungs von heute ist das in der Regel so. Aber — jede Regel kennt Ausnahmen. So auch hier, wie die „empörte" Zuschrift im Heft 9/60 beweist.

Der „Stein des Anstoßes" aus Heft 7/60 kann beim besten Willen nicht als Verhöhnung der Uniform unserer Seestreitkräfte betrachtet werden. Die betreffenden Bilder erfüllen ihren Zweck: Man lacht oder schmunzelt — je nach Veranlagung. (Voraussetzung ist natürlich Sinn für gesunden Humor!) Die dritte Umschlagseite soll uns angenehm unterhalten und soll auf ihre Art helfen, in der Nationalen Volksarmee noch vorhandene Schwächen zu beseitigen, indem sie diese dem Lachen der Allgemeinheit preisgibt. Einmal sind die „Landratten", ein andermal die Flieger dran. Natürlich müssen auch einmal unsere Matrosen das „Opfer" sein. Meine Meinung ist: Mach weiter so, Klimpke!



Die Verfasser des Protestschreibens berufen sich auf die alten Traditionen ihrer Uniform. Sie sprechen von der symbolischen Bedeutung der einzelnen Bekleidungsstücke. Richtig, aber — gerade das angeführte Beispiel mit den Mützenbändern stimmt meines Wissens nicht. Ich möchte deshalb an dieser Stelle einiges über dieses Thema sagen.

M ü t z e n b ä n d e r gibt es seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie wurden bei fast allen Flotten der Welt eingeführt. Einen praktischen Wert hatten sie nicht. Mit ihnen wurde eine Tradition fortgesetzt: Das Tragen von Zöpfen! Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat sich bei den Seeleuten ein angesteckter Zopf gehalten, besonders in England. Dieser Zopf sah schwarz aus, da er mit einem geteerten Band umwickelt war. Von den Offizieren wurde meist eine gepuderte Perücke getragen.

Die schwarzen Mützenbänder am hinteren Mützenrand versinnbildlichen somit diesen von der Entwicklung hinweggefegten Zopf.

K i e l e r K r a g e n. Dieses Bekleidungsstück hängt unmittelbar mit dem o.g. Zopf zusammen. Um zu verhindern, daß dieser geteerte Zopf die Bekleidung beschmutzt, trugen die Seeleute einen großen auswechselbaren Kragen über dem Hemd bzw. der Jacke. Er mußte so groß sein, daß auch bei Drehung des Kopfes der Teerzopf nur mit diesem Kragen in Berührung kam. Aus Zweckmäßigkeitsgründen war dieser Kragen schwarz, zumindest dunkel. Da Offiziere eine gepuderte Perücke trugen, fand man an ihren Uniformen auch nicht diesen Kragen. Sie trugen einen weißen Spitzenkragen o. ä. Der Name „Kieler Kragen" ist in der Wilhelminischen Ära entstanden. Kiel wurde 1871 der erste „Reichskriegshafen" Preußen-Deutschlands.

Unser Kieler Kragen hat bekanntlich d r e i w e i ß e S t r e i f e n. Diese Streifen dienten dem Gedenken an die drei großen Seeschlachten des englischen Admirals Nelson. (1. August 1798: Abukir; 22. Juli 1805: Finistère; 21. Oktober 1805: Trafalgar.) Da bei Abukir die



gesamte damalige französische Mittelmeerflotte völlig vernichtet wurde und dabei etwa 5000 Franzosen den Tod fanden, trägt die französische Marine nur zwei Streifen. Mit diesen drei Seeschlachten hatte sich England seine Herrschaft auf den Weltmeeren um weitere hundert Jahre gesichert.

Das schwarze seidene Tuch (Knoten) wurde nach der Schlacht bei Trafalgar als Zeichen der Trauer für den gefallenen Admiral Nelson in der englischen Flotte angelegt. Nach Ablauf des Trauerjahres wurde festgelegt, daß dieses Tuch auch weiterhin als Zeichen des ehrenden Gedenkens an alle toten Seeleute getragen wird. Jedoch zum Zeichen der Aufhebung des Trauerjahres für Nelson wurde es mit einem weißen Band verziert.

Alle Traditionen und Symbole entwickelten sich also in der englischen Flotte. Auf Grund der dominierenden Stellung Englands in der Seefahrt führten die Marinen aller seefahrenden Länder mehr oder weniger diese Symbole bei sich ein, so auch Deutschland bzw. die damaligen deutschen Länder. Vielleicht weiß ein anderer Leser mehr oder anderes darüber?

Sybold Beetz, Freital I, Ob. Dresdner Str. 21

Unangebrachte Verspottung

Ich lese gern die Armee-Rundschau, denn sie ist sehr interessant. Hier meine Meinung zur „Verhöhnung der Uniform"? Zu der Witzseite Nr. 7/60 habe ich dieselbe Meinung wie die Genossen Matrosen. Nicht wie es in einem Brief von Erika Glökkel heißt: „Wer diese Bilder schlecht findet, hat keinen Humor und sollte sich einmotten lassen."

Wenn Mützenbänder als Symbol für alle gefallenen Seeleute gelten, kann man doch darüber keine Witze machen, denn sonst ist es meiner Meinung nach eine unangebrachte Verspottung.

Edelgard Müller, NVA — Halle/S.

Starke Brise vonnöten!

Freunde! — — Dann hätte Kollege Klimpke in Heft 9 auch die Stiefel unserer Volksarmee verhöhnt?!? — — Über die Kollektivmeinung (Obermaat, Obermatrosen, usw.) habe ich nur ein mitleidiges Kopfschütteln — — — und eine Idee.

Vielleicht zeichnet Paul Klimpke Obengenannte beim Witzblätterstudium, angetan mit Ohrenklappen und Schutzbrillen. Hauptsache: Die Mützenbänder ragen in Sprungfederform in die Höhe. So hat jeder einen eigenen „Sender" und keiner kann das herzhafte Lachen des anderen sehen und hören. Spielverderber brauchen eine „starke Brise".

Else Reichelt, Plauen/V.



Aus dem NVA-Kinderferienlager „Wilhelm Pieck":

Unser schönstes Ferienerlebnis

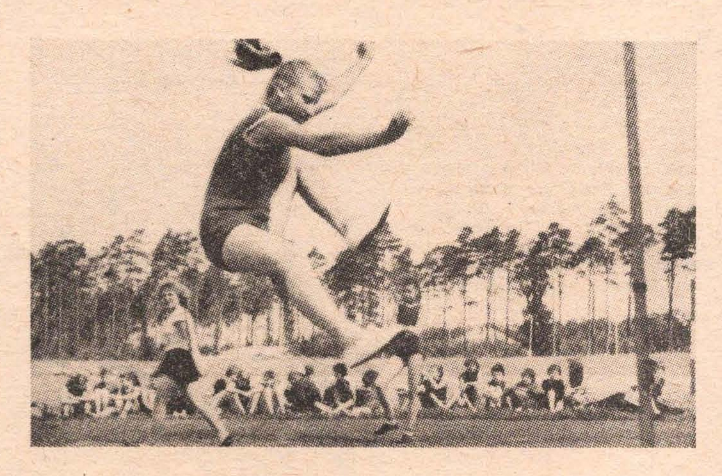
07.00 Uhr. Laut dröhnt der Weckruf aus dem Lautsprecher. Einige hundert verschlafene Geister rekeln sich aus den Decken. „Fertigmachen zum Frühsport", schallt es erneut. Schnell springen die Kinder auf.

Ein neuer Tag beginnt, und jeder bietet etwas Neues.

Es gibt auch Tage, an denen auf uns ganz besondere Überraschungen lauern. Von einem solchen Ereignis wollen wir berichten. Eines Tages, um 15 Uhr, hallte es plötzlich durch das ganze Lager: „Neptun kommt, Neptun, der Beherrscher der Meere!"

Schnell sprangen wir aus den Zelten und stürmten hinunter an den Strand. Was war das für ein emsiges Treiben! Alle Kinder waren am Strand. Einige hatten sich schwarz wie Neger angemalt, andere wiederum als Hulamädchen oder Indianer. Wie gebannt richteten sich unsere Blicke auf die Ostsee. Unweit auf dem Wasser schaukelte ein Schlauchboot. Neptun stand in diesem Boot. Seine langen weißen Haare wehten im Wind, sein Dreizack blitzte in der Sonne. Freundlich winkte er uns zu. Mit seinem Dolmetscher stieg er an Land. Seine Begrüßungsworte konnten wir nicht verstehen. Neptun sprach in der original Ostsee-Wassersprache.

Gravitätisch schritt Neptun mit seinen Begleitern zu seinem Thron. Alle Landratten wurden von Neptun zu KIKIRAZAS gestempelt. Die getauft. Am Abend saßen wir dann gemeinsam am Lagerfeuer zusammen, sangen Lieder und spielten im Kreis. Es war wunderschön. An anderen Tagen unternahmen wir Busfahrten nach Stubbenkammer und Saßnitz. Veranstaltungen auf unserer Lagerbühne, Kinovorstellungen und Treffpunkte Olympia wurden durchgeführt. Einige von uns besuchten die



OBERKIKIRAZAS sollten getauft werden. Die Mitglieder der Lagerleitung mußten vor Neptun erscheinen. Sie wurden eingeseift, rasiert, erhielten den Neptunostseewasserpfeffertrunk und wurden dann schließlich getauft. Für uns war dies ein großer Spaß. Zum Abschluß der Taufe überraschte man uns mit einer gewaltigen Dusche aus einem Feuerwehrschlauch. So waren wir alle Rügenfestspiele in Ralswiek. Die Wochen vergingen wie im Fluge.

Während der schönen Tage an der Ostsee haben wir tüchtig zugenommen, denn das Essen war prima. Überhaupt, alle haben sich große Mühe gegeben, uns frohe Ferientage zu schaffen. Unser Dank gilt unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat.

Angela Schläwicke, Gudrun Zieger

Bundeshauptmann Straußenauer **telefoniert**



Tach, Herr Kammrad! Hier Straußenauer! Was heißt hier ‚ich auch'? Wolln Sie mich veräppeln?

Ach so, sie ham verstanden „Strauß is sauer", hähä! Nee, ich meine, hier is Strau-ße-nau-er. Werde mir doch nich erlauben, politisches Urteil über hochverehrten Herrn Bundesverteidijungsminister abzujeben.

Was? Der kann Ihn'n jestohln bleiben? Is ja unerhört...‚äh, meinte natürlich: Habe das Ihnen zuliebe überhört — wejen kleinem Anliegen.

Ja, ja! Komme jetzt zur Sache.

Bereite mächtije Offensive jejen Kommunismus vor. Will Fluchblätter für hungernde Ostzonler drucken lassen.

Was? Die hungern nich? Na ja, wern aber bald hungern — infolje jenialen Kanzlerbeschlusses Interzonenhandel zu kündijen! Jawoll!

Warum fluchen Sie denn? Habe doch noch jar nich jesacht, daß ich um 'ne kleine Spende für freiheitlichen Propajandafong bitte.

Waas? Sie ham kein Jeld? Na, von was leben Sie als Jeschäftsmann denn dann?

Vom Interzonenhandel? Äh, falsch verbunden... Bt

Menschen aller Himmelsrichtungen haben die Geschichte des 27. September 1960 als „eines Tages der Welt“ geschrieben. Auch wir wollen dazu einen bescheidenen Beitrag leisten.

Der 27. September war ein Tag wie jeder andere, las man. Das sollte heißen: Es war kein geschickt herausgesuchter Modelltag; was an ihm geschah, war Alltag des Jahres 1960.

Ein Blick auf die westdeutsche Gegenwart aber verleitet dazu, diesem „Ein Tag wie jeder andere“ den Sinn „Ein Tag wie vor 25 Jahren“ zu geben. Am 27. September 1935



DEN DREI ETAPPEN-ABRÜSTUNGSPLAN der DDR erläuterte Walter Ulbricht in einer Rede vor dem Diplomatischen Corps, die am 27. September 1960 in der sozialistischen Presse veröffentlicht wurde. Ein klarer Beweis für die Friedenspolitik der DDR.



FOTOS:
ZENTRALBILD (4)
ARCHIV (1)
TEXT: HUTI

DIE AUSWERTUNG VON „HOLD FAST“, des größten Manövers, das bisher in der Bundesrepublik stattfand, begann am 27. September 1960. Noch war es nur eine Probe auf den Angriffskrieg gegen die sozialistischen Länder. Noch kann deshalb das Kind an seinem Bonbon lutschen. Aber nicht mehr lange — wenn es nach den finsteren Plänen der Bonner Generalsdenkschriftler ginge.



UNWEIT WESTLICH DES BRANDENBURGER TORS hämmerte am 27. September 1960 das „Maschinengewehr Gottes“, Mr. Graham aus den USA. Er befahl, sich vor „dem Überfall einer ausländischen, gottlosen, atheistischen, materialistischen Macht in acht zu nehmen“; sein Arm zeigte dabei gen Osten. Eine religiöse Andacht? Kriegshetze! (Unten: entnommen der Bild-Zeitung“.)

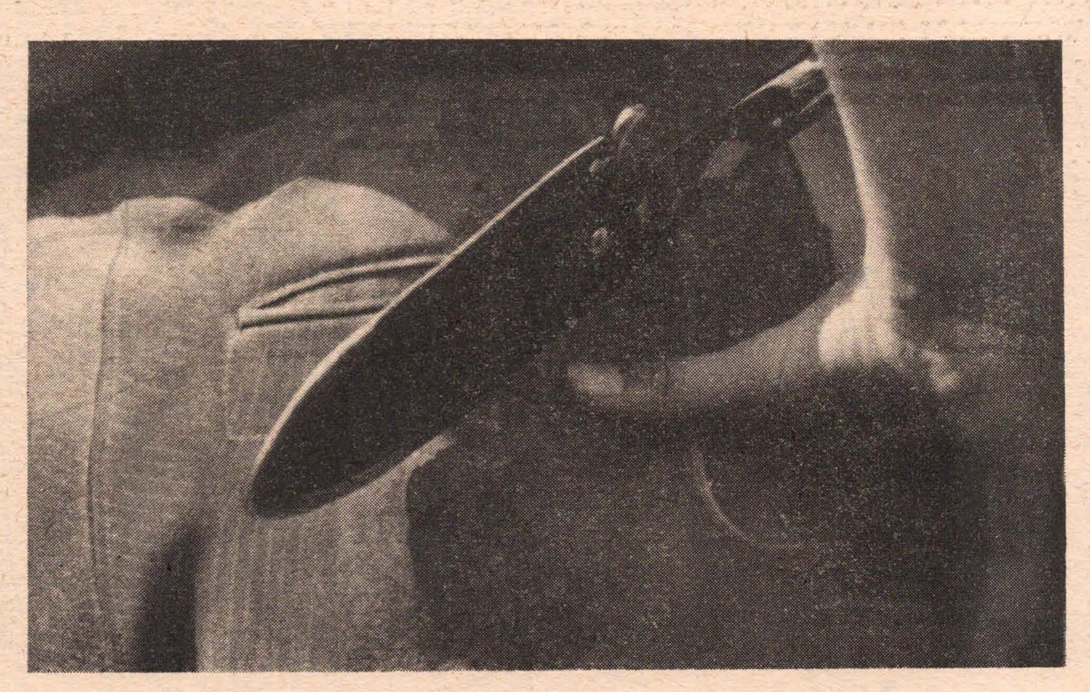

Billy Graham: Jedes Wort ein Befehl



wurde in Kiel die erste Front-Unterseeboot-Flottille der Wehrmacht eingeweiht und dem späteren Kriegsverbrecher Dönitz unterstellt. Die Devise von damals: „AK voraus — auf den Krieg" ist in Westdeutschland die Devise von heute.

Wenn der 27. September 1960 dennoch auch für Deutschland ein anderer Tag war als der 27. September 1935; wenn nicht nur allgemein in der Welt, sondern auch in Deutschland der Vormarsch des Friedens und des Sozialismus diesem Tag den Stempel aufdrückten — dann kommt das auf Rechnung der Menschen, die auf der deutschen Sonnenseite leben, auf Rechnung der DDR.

IN SCHLESWIG-HOLSTEIN trafen sich am 27. September 1960 wie jede Woche Jugendliche der „Sudetendeutschen Aktion". Die Zeitung dieser Organisation hatte einmal geschrieben: „Wehrpolitische Arbeit bedeutet nur das notwendige Mindestmaß in der Entwicklung der Einsatzfähigkeit unserer jungen Sudetendeutschen Generation ... Wir werden Eger und Reichenberg nicht im Lottospiel gewinnen." Und die Burschen, die von dieser „Aktion" eingefangen werden, fühlen sich stark in ihren strammen Lederhosen und mit ihren blitzenden Dolchen — stark genug, den Polen, Tschechen und allen Kommunisten wieder einmal zu zeigen, was eine teutsche Harke ist!



IN ROSTOCK tauschten am gleichen Tage deutsche Kinder mit polnischen Matrosen Adressen. Die Matrosen gehörten zu mehreren polnischen Kriegsschiffen, die unseren Ostseehafen zu einem Flottenbesuch angelaufen hatten. Die Matrosen schlossen Freundschaft mit den Kindern. Diese kleine Begebenheit zeugt von zweierlei: Erstens. Die DDR erzieht ihre Jugend in Freundschaft zu allen Völkern; die trennende Wand, die der Militarismus zwischen dem deutschen Volk und seinen östlichen Nachbarn errichtet hatte, ist in der DDR beseitigt. Zweitens. Unsere Republik, unsere Volksarmee hat treue und starke Verbündete; die Revanchisten von der „Sudetendeutschen Aktion" bis zur Bonner Regierung werden Eger und Reichenberg weder im Lotto noch durch ihre wehrpolitische Arbeit wiedergewinnen. Sie werden diese Städte nicht mal mehr zu Gesicht bekommen, es sei denn als friedliche Touristen mit ordnungsgemäßen Pässen der CSSR.



„Die Mitgliedstaaten der Organisation der Vereinten Nationen, die diese Deklaration unterstützen, sind der Ansicht, daß jede Regierung, die nicht nur in Worten, sondern mit Taten für Frieden und Fortschritt eintritt, die legitimen Rechte ausnahmslos aller Völker in ihren Forderungen nach Gleichheit, Gerechtigkeit und Unabhängigkeit achten muß.
Entweder werden diese Forderungen von allen Staaten anerkannt oder die unterdrückten Völker werden mit Unterstützung ihrer zahlreichen Freunde in der ganzen Welt ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und die Freiheit und Unabhängigkeit erringen, indem sie die von den Kolonisatoren errichteten künstlichen Hindernisse hinwegfegen."
(Aus der sowjetischen „Deklaration über die Gewährung der Unabhängigkeit an die kolonialen Länder und Völker")



Zeichnung: Arndt

Immer mehr Hände

Von Helmut Maikath

Wenn's nicht so ernst wär' —
man könnte fast lachen:
Was die sich doch so für Mühe machen . . .
in diesen Tagen
den Völkern
die Freiheit
abzujagen.
Im Kongo, um Cuba,
bei anderen Ländern —
und können doch letztlich gar nichts dran ändern.
Die, die sich an Rußland und China versuchten,
die Lenin in Vietnam, Korea verfluchten,
die sich am Suez die Zähne ausbissen,
die sollten es doch aus Erfahrung wissen:
Der Traum von ewigen Kolonien
ist nur ein Spleen!
Sie konnten im Dutzend ein Land nicht bezwingen;
was soll denn da heute noch ihnen gelingen,
wo immer mehr Hände helfen den Schwachen,
sich von den Fesseln loszumachen?
Wenn's nicht so ernst wär',
man könnte fast lachen.



Offensive der Friedenskräfte

Die Ereignisse des Berichtszeitraumes wurden überstrahlt vom Verlauf der 15. Tagung der UNO-Vollversammlung, die ihrerseits wieder vom konsequenten und offensiven Auftreten der sowjetischen Delegation für die Erhaltung des Friedens bestimmt wurde.

Es gelang den Vertretern der USA und Englands nicht, die Vorschläge Chruschtschows über die allgemeine und vollständige Abrüstung vom Tisch zu wischen. Dieses Problem wird zwar nicht in der Vollversammlung behandelt, sondern dem politischen Ausschuß der UN zur weiteren Diskussion überwiesen, und es wird sich dort sehr schnell erweisen, wie weit die Friedensbeteuerungen der Imperialisten mit ihren tatsächlichen Absichten übereinstimmen. Eine eklatante Niederlage mußten die Imperialisten in der Kolonialfrage einstecken. Die UNO-Vollversammlung beschloß, den sowjetischen Antrag auf Gewährung der Unabhängigkeit an die kolonialen Länder auf die Tagesordnung zu setzen. Die Kolonialmächte, mit den USA an der Spitze, die sich krampfhaft bemüht hatten, diesen Antrag an einen zweitrangigen Ausschuß zu überweisen, wagten es bei der Abstimmung nicht, gegen die Entscheidung der afrikanischen Völker, der neutralen und der sozialistischen Staaten zu opponieren. Das ist ein Beweis dafür, daß die USA und ihre Partner gerade in diesen brennenden Fragen immer mehr isoliert werden. Ein hervorragender Vertreter der neutralen Länder wie Nehru erklärte offen, daß der Westen augenscheinlich, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt, nicht an einer Entspannung interessiert sei. Demgegenüber seien die sowjetischen Abrüstungsvorschläge durchaus eine Ausgangsbasis für neue Ost-West-Gespräche. Die Forderung der Sowjetunion nach Beseitigung der Militärstützpunkte im Ausland findet seine volle Zustimmung.

Nur in der Frage der Aufnahme Volkschinas in die UN gelang es den USA noch einmal, die Debatte darüber aufzuschieben. Aber dies war ein Ergebnis, in dem schon der Keim zukünftiger Mißerfolge steckt. Von 98 Mitgliedern stimmten 34 für die Aufnahme, 41 dagegen und 23 enthielten sich der Stimme, das heißt, die äußerst knappe Mehrheit ist nicht dazu angetan, den USA weitere Erfolgsaussichten bei ihrer Obstruktionspolitik gegen das volkreichste Land der Erde zu prophezeien. Die amerikanische Abstimmungsmaschine ist bald nur noch Schrott.

Bonner Kriegstreiber vor Völkergericht

Dieser lawinenartige Kreditschwund der Westmächte in der Weltöffentlichkeit spiegelte sich auch in der heftigen Verurteilung der Bonner Kriegstreiber vor dem UN-Forum wider. Während die Denkschrift der Regierung der DDR über allgemeine und vollständige Abrüstung in Deutschland in drei Etappen in die Hände aller UNO-Delegierten gelangte und bei den meisten Vertretern zustimmende Beachtung fand, wagte es allein nur der englische Premier Macmillan, sich in der Diskussion mit einigen unwahren Phrasen für die Bonner Militaristen und Revanchepolitiker einzusetzen. Von den anderen europäischen NATO-Partnern Bonns machte keiner nur auch den Versuch zur Reinwaschung Bonns. Der Bonner UNO-Beobachter Knappstein jammerte darüber in der „Neuen Rheinzeitung“ vom 29. September 1960: „Sie haben uns hängenlassen in einer Art, die sich mit dem Geist der NATO nicht verträgt.“ Es ist nun einmal Tatsache, daß die westdeutschen Atomkriegstreiber in der Welt immer mehr isoliert werden. So erfreulich diese Tatsache für uns ist, weil sie die Richtigkeit und den Erfolg unserer konsequenten und aktiven Friedenspolitik zum Ausdruck bringt, so mahnt sie uns doch gleichzeitig zur erhöhten Wachsamkeit und Verteidigungsbereitschaft, denn die Militaristen in ihrer blinden und verbohrten Aggressivität werden immer unberechenbarer und begeben sich auf die gefährlichsten Pfade, nur um die Spannungen in Europa und in der ganzen Welt, um den kalten Krieg, in dessen Atmosphäre sie nur leben können, zu erhalten.

Störfeuer gegen Entspannung

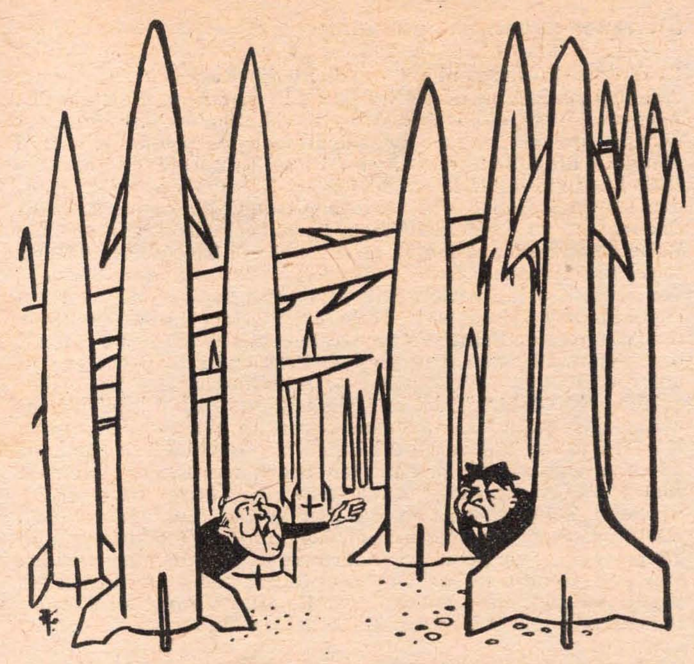
In diesem Zusammenhang verdient die Tatsache Beachtung, daß just zu Beginn der UN-Tagung in Schleswig-Holstein das Atommanöver „Hold fast“ (20. bis 24. September) gestartet wurde, an dem neben westdeutschen auch englische und dänische Einheiten teilnahmen. Dabei fungierte der berüchtigte Konteradmiral Rogge gleich als Kommandierender eines deutsch-dänischen Korps und zeigte den dänischen Verbündeten, wer zu „befehlen“ hat. Bezeichnendes Licht auf die Rolle der westdeutschen Monopole bei der Kriegsvorbereitung wirft die Tatsache, daß der Präsident des „Bundesverbandes der deutschen Industrie“, Fritz Berg, mit 25 Großindustriellen das Manöver „Hold fast“ besichtigte. „Hold fast“ bestätigte, daß die westdeutschen Kriegstreiber Schleswig-Holstein als eine der wichtigsten strategischen Positionen für den Überfall auf die DDR und Volkspolen betrachten. Es war das bisher größte NATO-Manöver auf deutschem Boden und gleichzeitig das größte Landungsmanöver an der westdeutschen Küste, das von 40 Landungsschiffen der Bonner Kriegsmarine durchgeführt wurde. In den vier Tagen wurden auf kleinem Raum 16 Atomschläge ausgeteilt. Die bürgerliche „Süddeutsche Zeitung“ schrieb darüber am 26. September 1960: „Dabei sanken die Städte Kiel, Neumünster, Rendsburg und einige weitere Ortschaften in Trümmer. Atomwaffen wurden von den Generalstäben zur Zerstörung selbst geringfügiger gegnerischer Ziele eingesetzt, z. B. zur Vernichtung einer Brücke oder eines Divisionsstabes.“ Das Manöver „Hold fast“ ging aus von der Forderung der Generalsdenkschrift nach totaler Militarisierung und von den Bonner Notstandsgesetzen, indem es Einheiten des Bundesgrenzschutzes, der Bereitschaftspolizei u. a. in die Übungen einbezog und das Funktionieren der „Territorialorganisation“ und der Evakuierung der Bevölkerung theoretisch überprüfte.

Die totale Militarisierung marschiert

Damit dokumentierte Bonn, wie es sich die Verwirklichung seiner revanchistischen Ansprüche vorstellt. Kein Wunder, daß die westdeutschen Monopolherren und Nazigenerale nicht nur nach strategischen Atomwaffen der USA greifen, sondern offen Kurs auf die Herstellung eigener Atomwaffen nehmen bzw. die Konstruktion solcher Atomwaffen eingeleitet haben. Da aber die Vorbereitung des Eroberungskrieges die totale Befehlsgewalt der Militaristen in allen zivilen Bereichen erforderlich macht und vor allem, weil die Adenauer-Clique den wachsenden Widerstand der Bevölkerung fürchtet und gewaltsam unterdrückt, versuchte die CDU-Fraktion in Bonn Ende September, im Bundestag weitere Notstandsgesetze und eine entsprechende Änderung des Grundgesetzes durchzupeitschen. Die bereits am 24. Juni d. J. vom Bundestag mit der Verabschiedung der Wehrpflichtnovelle dem Bundeskanzler gegebenen Rechte, selbst den Notstands- oder Krisenfall festzulegen bzw. alle Männer von 18 bis 60 Jahren zwangszuverpflichten, reichen der Adenauer-Clique noch nicht. Auf Grund des Widerstandes der Bevölkerung wagte die SPD jedoch nicht, der Änderung des Grundgesetzes sofort offen zuzustimmen. Sie schlug deshalb vor, in weiteren Verhandlungen „eine gemeinsame Lösung zwischen den Parteien zu suchen“. „Der Tag“ vom 29. September äußerte dazu: „Darauf



Das Damoklesschwert



„Pst — Strauß — Woher kennen die im Osten denn unsere Absichten? Wir haben uns doch so gut versteckt!"

Zeichnungen: Arndt

ließ sich die CDU/CSU nicht ein. Bei der Regierungspartei zeigte sich vielmehr die Tendenz, die Einführung eines Notstandsrechtes lieber jetzt scheitern zu lassen, als ein unzureichendes Gesetz zu schaffen." Die Vorgänge im Bundestag lassen deutlich erkennen, daß die westdeutschen Militaristen aufs Ganze gehen und die totale Militarisierung schnellstens vollziehen wollen. Sie glauben, durch verstärkten Druck die verräterische rechte SPD-Führung zum offenen und vollständigen Einschwenken auf den Adenauerkurs auch in dieser Frage zwingen zu können.

Scharfer Hegemoniestreit Bonn—Paris

Die von den Bonner Nazigeneralen in ihrer Denkschrift geforderte Führungsrolle in der NATO wird ebenfalls von Bonn weiter forciert, wobei es gegenwärtig darum geht, Frankreich auf seinen Kurs zu ziehen und an seine Kriegspolitik zu fesseln.

De Gaulle wendet sich dabei jedoch gegen die Bonner Integrationspläne und bricht einer nicht so straffen Koalition mit einer auf nationaler Basis organisierten „Verteidigung" eine Lanze. Hintergründe dieser Politik sind vor allem die Bestrebungen, sich von bestimmten NATO-Verpflichtungen frei zu machen, um „mit dem Algerienproblem fertigzuwerden", in den westlichen „Atomclub" einzuziehen und selbst die „Führerrolle" in Westeuropa zu spielen. Frankreich möchte sich dabei weitgehend aus der Vormundschaft der USA lösen. Daher auch die Äußerung de Gaulles, man müsse für die Zukunft auch einen Abzug der amerikanischen Truppen aus Europa in Rechnung stellen. Das paßt den Adenauer und Strauß gar nicht in ihre Pläne, weil gerade die Anwesenheit der amerikanischen Besatzer und die vorbehaltlose Unterstützung durch die Regierung der USA es den westdeutschen Militaristen erlaubt, in Westeuropa den starken Mann zu spielen. Sie eröffneten darum eine wahre Offensive gegen diese französischen Ansichten. Ein Gipfelpunkt dieser Auseinandersetzungen waren die Besprechungen zwischen Adenauer und Debré am 7. und 8. Oktober in Bonn. Adenauer versuchte hierbei, die französischen Politiker durch „Zugeständnisse" zu „Dreierkonsultationen (Frankreich, Großbritannien, USA) in außereuropäischen Krisenlagen" weich zu machen und zum Abgehen von ihren übrigen Plänen zu zwingen. Gleichzeitig griff er zum Mittel der Drohung und des Drucks, indem er de Gaulle des Nationalismus bezichtigte und Frankreich beschuldigte, durch seinen „Alleingang" würde es „den Zusammenhalt des Westens lockern".

Welches Fazit muß man gegenwärtig aus diesen Auseinandersetzungen und aus den westdeutsch-französischen Besprechungen ziehen? Die westdeutsche Militaristenclique wendet sich mit aller Schärfe gegen jeden Gedanken des Abzuges amerikanischer Truppen aus Westeuropa, sie verlangt im Gegenteil eine Verstärkung des amerikanischen Potentials, besonders an Atomraketen, auf europäischem Boden. Sie erhebt immer stärker die Forderung nach weiterem Ausbau der integrierten militärischen Kommando- und Befehlsstruktur der NATO mit dem Ziel der Herstellung eines stärkeren europäischen (sprich westdeutschen) Gewichts innerhalb der Allianz und einer damit verbundenen Reform der Kommandostruktur zugunsten der westdeutschen Militaristen, einschließlich der Verfügungsgewalt über nukleare Waffen.

Wenn es auch der Adenauer-Clique gelang, de Gaulle zum Einschwenken in einigen Fragen zu bewegen, so ist doch die in der Westpresse umjubelte Herstellung der „Einigkeit" zwischen Bonn und Paris eine Farce, denn die Widersprüche bestehen weiter. So triumphierten z. B. die westdeutschen Zeitungen am 29. September über die teilweise Eingliederung der französischen Luftwaffe in die NATO. Der „Tag" mußte allerdings am gleichen Tage zugeben, daß sich Frankreich jedoch „die Kontrolle über die Masse seiner Luftstreitkräfte und die Entscheidung über den Einsatz der gesamten Luftverteidigung im Kriegsfall" vorbehält.

Frankreich soll gleichgeschaltet werden

Mit welchen Mitteln und mit welchem Eifer die Strauß-Clique an der Einbeziehung Frankreichs in ihre Pläne weiterarbeitet, zeigten einige Meldungen der letzten Tage. Die westdeutschen Militaristen drängen z. B. auf die schnelle Verwirklichung des Planes „Hawk-belt", eines im vorigen Jahr unter Führung westdeutscher Generale erarbeiteten Geheimplanes, der den Ausbau eines „Hawk"- und „Nike"-Luftabwehr-Atomraketengürtels der NATO in Westdeutschland vorsieht. Dadurch soll angeblich eine umfassende eigene Luftverteidigung Frankreichs überflüssig werden und Frankreichs Widerstand gegen die völlige Integration seiner Luftverteidigung in der NATO, also die Auslieferung an Bonn, endgültig gebrochen werden. In diesem Monat soll laut UPI das Abkommen über westdeutsche Depots in Frankreich abgeschlossen werden. Im November führen vier Bataillone der Bundeswehr Übungen auf französischem Übungsgelände in der Champagne durch, wozu die „Deutsche Zeitung" vom 4. Oktober schrieb: „Wenn die Übungen der ersten (west-) deutschen Militäreinheiten in Frankreich reibungslos verlaufen, dann könnten sie in Zukunft in größerem Umfang stattfinden." Wie die französische Bevölkerung darüber denkt, erfuhren am 10. Oktober 200 Offiziere und Generale der Bundeswehr, die den französischen Kriegshafen Toulon inspizierten und dabei von einer großen Menschenmenge ausgepfiffen wurden.

Die diesjährigen Herbstmanöver und das gesamte Treiben der westdeutschen Militaristen zeugen also davon, daß die Kriegsvorbereitungen Bonns in eine neue, gefährliche Phase eingetreten sind. Bisher waren es taktische und operativtaktische Kernwaffen und ihre Träger, mit denen die Bundeswehr ausgerüstet wurde („Honest John", „Nike", „Hawk", „Matador", „Mace"), jetzt greift der Bonner Generalstab nach strategischen Kernwaffen (amerikanische „Polaris", Eigenkonstruktionen). Das ist das Neue. Hand in Hand damit geht eine Welle der Revanche- und Kriegshetze.

Vier Regierungen warnen die Weltöffentlichkeit

Diesem Treiben dürfen wir nicht zusehen. Aus nationaler Verantwortung wandten sich deshalb die Regierungen der DDR, der UdSSR, Volkspolens und der CSSR mit der Erklärung vom 11. Oktober 1960 an alle Völker und Regierungen der Welt, um vor der Gefahr, die vom westdeutschen Militarismus ausgeht, zu warnen. Diese Erklärung dokumentiert den ganzen Ernst der Lage und ruft alle Völker auf, dem friedensgefährdenden Treiben der Bonner Revanchisten endlich durch den Abschluß eines Friedensvertrages mit beiden deutschen Staaten ein Ende zu setzen. Das ist der einzige reale Weg, um den Frieden und die Sicherheit der Völker Europas zu sichern. Das sozialistische Lager besitzt alles Notwendige, um jedem Aggressor einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Aber wir zeigen diesen friedlichen Weg und ringen aktiv um seine Verwirklichung, weil damit den Völkern unermeßliches Leid erspart wird.

Wir wissen aber auch, daß die herrschenden Kreise der imperialistischen Staaten nur dann zu den Friedensmaßnahmen gezwungen werden können, wenn sie die Aussichtslosigkeit einer Aggression gegen das sozialistische Lager erkennen. Deshalb besteht unsere Pflicht darin, die Verteidigungskraft unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates durch höhere Leistungen in der Ausbildung zu verstärken.

Major Heinz Hochmuth

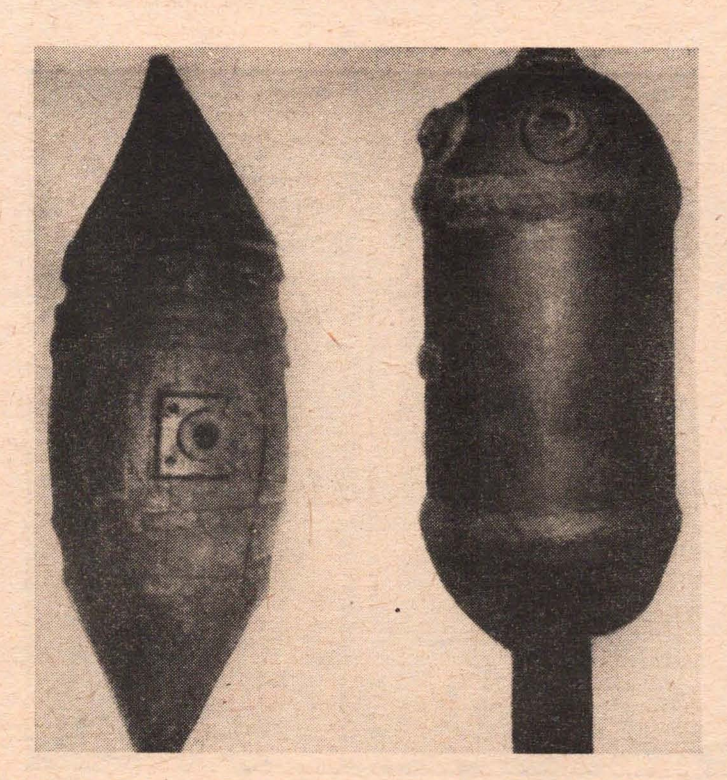


Die Mine ist eine der wirkungsvollsten Waffen des Seekrieges. Im ersten Weltkrieg wurden von den kriegführenden Mächten etwa 310 000 Minen gelegt, im zweiten Weltkrieg waren es bereits rund 800 000 Minen. Davon legte allein England etwa 276 000 Minen zu Verteidigungs- und Angriffszwecken.

Die Entwicklung der Minenwaffe begann gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts baute man ausschließlich treibende Minen und Spierenminen (siehe Foto). Das waren in der Regel hölzerne mit Artillerieschießpulver gefüllte Fässer. Ein Gewehrschloß mit Pendelstoßzünder löste die Sprengladung aus. Spierenminen befestigte man auf einem in den Meeres- oder Flußgrund gerammten Pfahl. 1807 wurden in Rußland die ersten Grundminen entwickelt. Die Zündung erfolgte bei diesen Minen von Land aus.

Zur gleichen Zeit etwa erprobten russische Ingenieure auch die erste am Ankertau stehende Berührungsmine. Diese Neuentwicklungen waren ebenso wie ihre Vorläufer mit Artillerieschießpulver gefüllt, und zwar Ankertauminen mit etwa 6 bis 15 kg und Grundminen mit teilweise weit über 25 kg. Große Schwierigkeiten entstanden allerdings lange Zeit durch das Fehlen zuverlässiger Verankerungsmethoden. Ein Ergebnis der in diese Richtung gehenden Bemühungen ist die gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Rußland entwickelte und im Prinzip auch heute noch angewandte Voreilgewichtsmethode, auf die weiter unten noch eingegangen werden soll.

Bei diesem System ist der Minenanker so konstruiert, daß er gleichzeitig als Wagen für das Minengefäß dient. Eine weitere wichtige Erfindung, die in die gleiche Zeit fiel, war die ebenfalls heute noch gebräuchliche Bleikappenzündung. Derartig vervollkommnete Minen fanden bereits im russisch-japanischen Krieg (1905) Verwendung. Sie blieben darüber



Die Vorläufer der heutigen Minenwaffe waren hölzerne Treibminen (links) oder Spierenminen, die man mittels eines Pfahles befestigte.

hinaus bis zum Ende des ersten Weltkrieges ohne wesentliche Veränderungen in Gebrauch. Lediglich die Ladung wurde auf 35 bis 200 kg Schießbaumwolle erhöht.

Während dieser Zeit schuf man aber die Grundlagen für die Entwicklung einsatzreifer Fernzündungsminen. Und zwar wurden in Rußland ein Induktionszünder sowie in England und in Deutschland jeweils ein magnetisches Zündgerät entwickelt. Jetzt brauchte das Schiff nicht mehr direkt mit der Mine in Berührung zu kommen. Die Zündung wurde durch das jedem eisernen Schiff eigene magnetische Feld hervorgerufen.

Ihre Vervollkommnung fanden diese Zündsysteme in der Zeit des zweiten Weltkrieges (Grund- und Ankertauminen). Daneben wurden aber auch weiterhin Ankertauberührungsminen verwendet. Die Sprengladung betrug bei Ankertauminen bis zu 300 kg Schießbaumwolle bzw. Trotyl und bei Grundfernzündungsminen 200 bis 1100 kg.

Während die Länge des Ankertaues bis zum Ende des ersten Weltkrieges in der Regel 100 m nicht überschritt, beträgt sie bei heutigen modernen Minen bereits bis über 2000 m.

Außer den bereits angeführten Fernzündungsminen mit Induktions- bzw. magnetischen Zündgeräten kamen im Verlauf des zweiten Weltkrieges auch schon Minen zur Anwendung bzw. wurden erprobt, deren Zündgeräte auf das akustische, hydrodynamische oder auf das optische Feld des Schiffes reagierten.

In der Gegenwart wird daran gearbeitet, u. a. solche Zündgeräte zu entwickeln, die auf die Wärmestrahlung oder auf das Gravitationsfeld von Schiffen ansprechen.

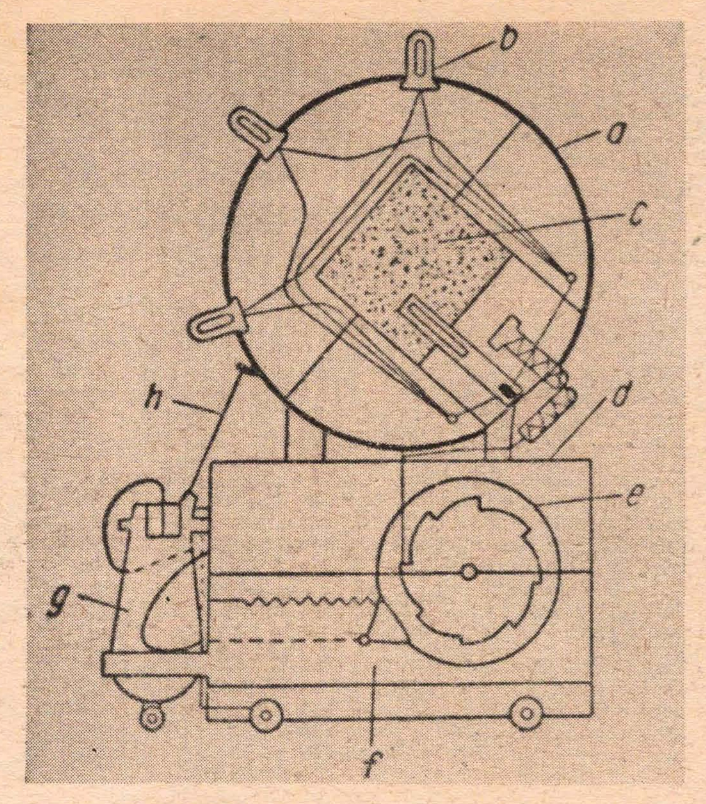
Im allgemeinen unterscheiden wir drei Arten von Minen:

1. die am Ankertau stehende Berührungsmine;
2. die Grund- bzw. am Ankertau stehende Fernzündungsmine;
3. die Treibmine.

Die am Ankertau stehende Berührungsmine (siehe Zeichnung) hat meistens Kugelform. Ihre Zündeinrichtung (Bleikappen mit Zink-Kohleelement, Stoßdorn usw.) ragt zum Teil über die Oberfläche des Minengefäßes hinaus. Weiter befindet sich im Gefäß der Ladungskasten (je nach Minentyp mit einem Fassungsvermögen von etwa 40 bis 300 kg Sprengstoff) und die Sprengbüchse.

Untergebracht ist das Minengefäß auf dem zu einem Lager ausgearbeiteten Minenanker. In und an diesem befinden sich die gesamte Tiefeneinstellvorrichtung sowie die Ankertautrommeln mit Ankertau. Durch das Ankertau sind Gefäß und Anker verbunden.

Der Verankerungsvorgang vollzieht sich bei einer solchen Mine mit Voreilgewichtsanker (siehe auch Zeichnung) folgendermaßen: Nach dem Wurf schwimmt sie durch die sich noch im Luftkasten des Ankers befindliche Luft kurze Zeit auf. Bereits während des Wurfes trennt sich schon das Voreilgewicht vom Anker. Das Ablaufen der abgesteckten Länge der Tiefenleine wird aber durch einen Hemmregler noch verzögert — und zwar so lange, bis die Mine im Wasser eine ruhige Lage eingenommen hat. Ist dieses geschehen, rollt die Tiefenleine bis zu ihrer abgesteckten Begrenzung ab und trennt dann das Gefäß vom Anker. Bei diesem Vorgang werden die im Anker befindlichen Flutlöcher geöffnet. Der Luftkasten des Ankers läuft voll Wasser und der Anker beginnt zu sinken. Dabei trommelt sich das Ankertau gleichmäßig ab. Trifft jetzt das Voreilgewicht auf Grund, so rastet eine federbelastete Sperrklinke in das an der Ankertautrommel befindliche Sperrad ein. Dem Abtrommeln des Ankertaues ist damit ein Ende gesetzt.



Schema einer Berührungsmine:
a) Minengefäß; b) Bleikappe; c) Sprengladung; d) Anker; e) Ankertautrommel; f) Sperrklinke; g) Voreilgewicht; h) Verbindungsstropp.

Durch das Gewicht des Ankers wird nun das Gefäß um die gleiche Entfernung unter die Wasseroberfläche gezogen, die das Voreilgewicht an der vorher abgesteckten Tiefenleine dem Anker vorauseilen konnte. Diese einfache technische Lösung gewährleistet eine genaue Tiefeneinstellung. Diese Art der Verankerung findet beim Minenwurf von Überwasserschiffen aus Anwendung.

Parallel zur Entwicklung der Minenwaffe lief die Entwicklung von Räumschutzmitteln. Diese Mittel können mit der Mine gekoppelt, d. h. am Minengefäß bzw. am Ankertau befestigt sein oder als selbständige Mittel vor die Minensperren gelegt werden.

Sie haben die Aufgabe, die gegnerischen Räumgeräte zu zerstören und das Räumen zu erschweren. Es wurden auch Methoden entwickelt, um bei auftretenden technischen Versagern, z. B. solche Minen, die auch nach dem Verankerungsvorgang noch an der Wasseroberfläche stehen, vernichten bzw. versenken zu können.

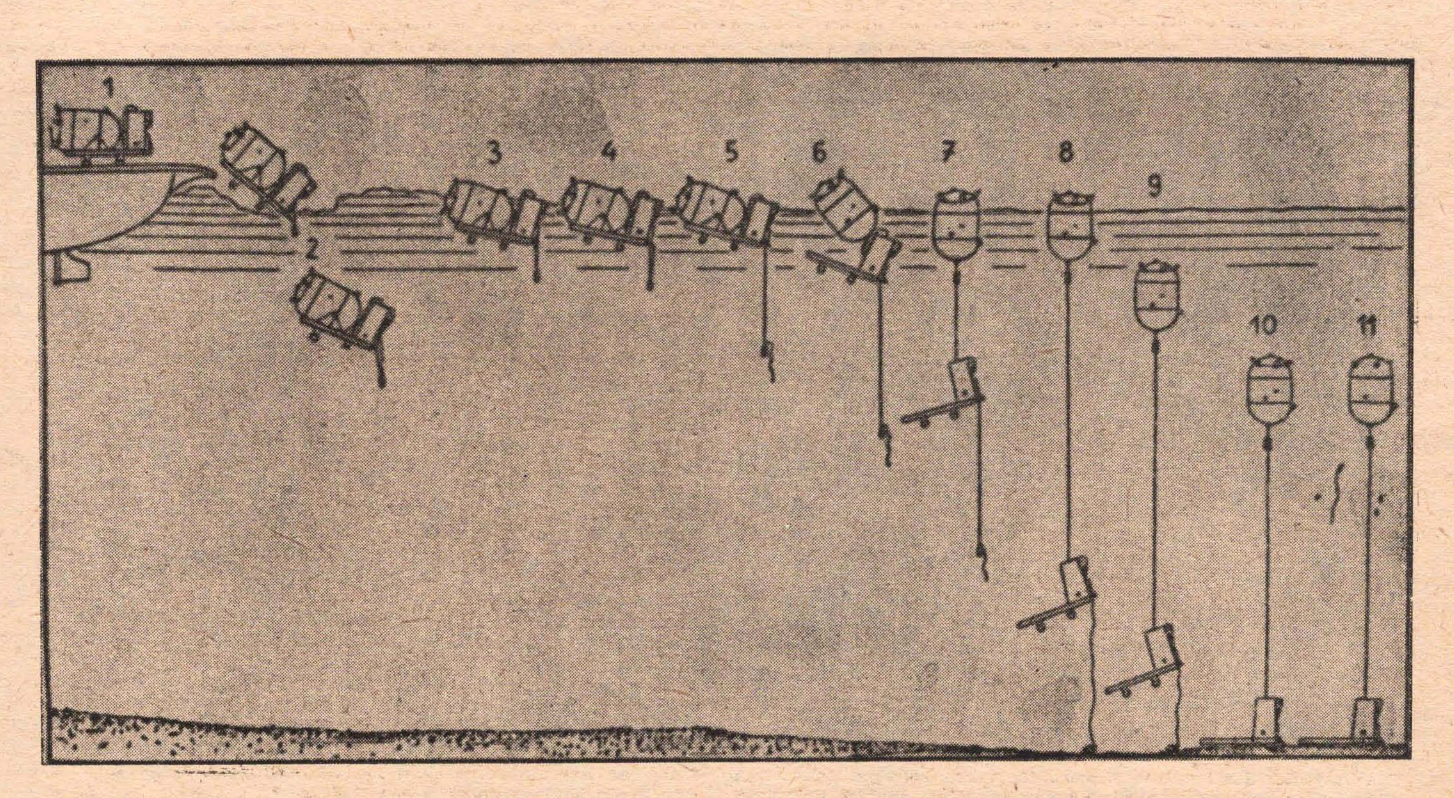
Eine der im zweiten Weltkrieg hauptsächlich eingesetzten Minenarten war die Fernzündungsmine. Sie kam einmal als Grundmine und zum anderen als am Ankertau stehende Mine zum Einsatz.

Mit Grundfernzündungsminen sperrt man hauptsächlich flache Gewässer, Hafeneinfahrten usw. Sie werden meist vom Flugzeug mittels Fallschirm abgeworfen, können aber auch von U-Booten oder von Überwasserschiffen gelegt werden. Die Vielseitigkeit der verwendbaren Zündsysteme erschwert das Räumen solcher Minen beträchtlich. Vor allen Dingen kommt hier klar zum Ausdruck, daß die Entwicklung der Räumgeräte hinter der Entwicklung neuer Zündsysteme zurückgeblieben ist. Außerdem sind die Zündgeräte noch mit solchen Einrichtungen versehen, wie Uhrwerkeinschalter, welche die Minen erst nach einer bestimmten Zeit in einen scharfen Zustand versetzen, oder Zählkontakte, die bewirken, daß eine Mine erst einige Male überlaufen werden kann, ehe sie zur Detonation kommt.

Dazu gehören auch Verzögerungseinrichtungen, welche die Möglichkeit geben, die Mine direkt unter dem Schiff detonieren zu lassen. All diese Einrichtungen erschweren das Räumen der Minen.

Die Typen der Zündgeräte sind bei am Ankertau stehenden Fernzündungsminen fast gleich denen der Grundfernzündungsminen. Doch haben die am Ankertau stehenden Fernzündungsminen den Grundminen gegenüber den Vorteil, daß sie auch in tiefem Gewässer gelegt werden können, weil die Befestigung am Ankertau es erlaubt, die Mine in einer günstigen Entfernung an die Wasseroberfläche heranzubringen. Der Verankerungsvorgang ist ebenso wie bei der am Ankertau stehenden Berührungsmine. Das Einsatzgebiet für diese Art von Fernzündungsminen ist fast unbegrenzt.

Abschließend noch einige Worte zu Treibminen:
Sie werden auf Flüssen gegen Schiffe und Brücken und in Seegebieten mit starker Strömung gegen Schiffe eingesetzt. Ihr Einsatz muß grundsätzlich so erfolgen, daß die eigenen Handlungen nicht behindert werden. Diese Minen sind mit speziellen Einrichtungen (Zeitzünder) versehen, durch die sie nach einer bestimmten Zeit zur Detonation gebracht werden.



Schematische Darstellung des Minenlegens auf die an der Tiefenleine abgesteckte Tiefe.

Weiße Nächte im Roten Estland

Von Kurt Schubert

Um 23.00 Uhr ist in Deutschland auch am längsten Tag des Jahres schon die Nacht hereingebrochen — in Tallin sieht man am 21. Juli 1960 um diese Stunde noch die Spuren des Abendrotes am Himmel. Und in den Straßen der Stadt Tausende von Menschen, die singen und tanzen.

Es ist der 20. Geburtstag, der noch verhältnismäßig jungen baltischen Sowjetrepublik.

„Mir ist, als wenn ich selbst erst 20. Geburtstag hätte", sagt mir der estnische Arbeiterveteran Georg Abels. Er hat schlohweißes Haar und sein Gesicht ist von Furchen durchzogen; doch in seinem lebhaften Blick, mit dem er das bunte Treiben um sich herum verfolgt, leuchtet noch immer jugendliches Feuer.

14 Jahre Haft in den Kerkern der Weißen und das Terrorregime der faschistischen Okkupanten zehrten zwar an seinem Körper, aber der geistigen Stärke des Kommunisten Georg Abels konnten sie nichts anhaben.

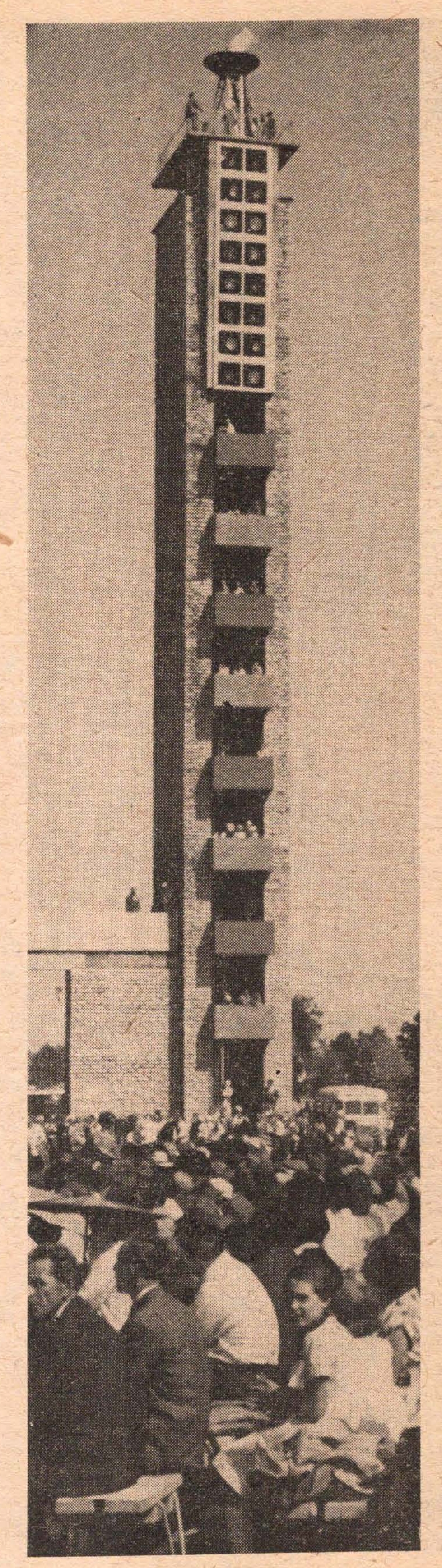
„Das tut den Herren weh, wenn wir heute feiern", meint er lächelnd.

„Die hatten sich doch das damals so schön gedacht: Das Baltikum wird zur Festung der Konterrevolution, dann fällt auch Petrograd — und Schluß ist es mit der Sowjetmacht an der Ostsee. Schluß dann hinterher auch mit der Sowjetmacht in ganz Rußland. Hatten sie sich so gedacht!"

Freilich blieben die baltischen Länder (Litauen, Estland, Lettland) noch bis 1940 bürgerliche Republiken, in denen die ausländischen Monopole den Ton angaben. Von 150 estnischen Großbetrieben waren zu dieser Zeit 77 in den Händen des ausländischen Kapitals. Die nationale Industrie wurde fast völlig zugrunde gerichtet. Es herrschten Arbeitslosigkeit und



Stolz sind die Esten auf ihre sowjetische Heimat — sowohl der Veteran (Bild unten), der half, die Sowjetmacht zu errichten, wie auch die jungen Genossen Matrosen (Bild oben), die sie heute schützen.



Not. Die Bauern waren verschuldet. Dazu kam noch der weiße Terror, der alle patriotischen Kräfte grausam verfolgte, der auch nach dem Genossen Abels griff.

Doch das Volk war letzten Endes stärker als seine Peiniger. Am 21. Juli 1940 übernahmen in Estland die Arbeiter und Bauern die Staatsmacht und baten um Aufnahme in die große Völkerfamilie der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.

*

Die feierlichen Worte eines festlichen Gedichtes hallen durch das weite Rund des Komsomolstadions von Tallin: „Kakskümmend aastat... Ei, — tundub, et sajandi, paarigi võrra elu on edasi viind Eesti noukogude voim."

„20 Jahre? Nein! Es ist mir, als vergingen Jahrhunderte, so viel hat die Sowjetmacht dem Volke der Esten gegeben."

Schöne Worte einer schönen Sprache. Doch es sind nicht nur schöne Worte. Das Leben gibt dem Dichter auch in der nüchternen Ausdrucksweise des Historikers recht.

„Allein in der Zeit vom 1. Mai 1940 bis zum 1. Juni 1941 stieg die Zahl der Industriearbeiter von 59 700 auf 94 000", erfahre ich.

„Und die Arbeitslosigkeit...?"

„Wurde völlig beseitigt."

„Die riesigen Schulden der Bauern...?"

„Annulliert."

Ich mag jetzt nicht mehr fragen. In mein Ohr perlen die in wohlklingende Verse gefaßten Laute einer Sprache, die ich nicht verstehe, die mir aber dennoch plötzlich so vertraut erscheint.

*

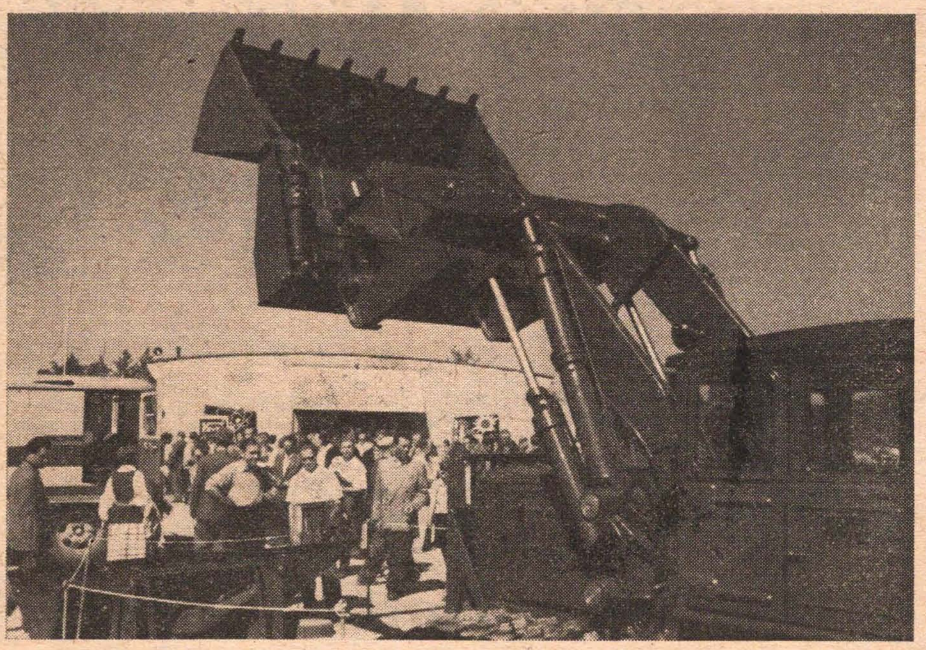
Noch heute tragen die estnischen Mädchen an ihren Volkstrachten Broschen mit dem Zeichen der Wikinger. Doch es ist nicht das Ziel der sowjetischen Matrosen von der Baltischen Flotte, denen ich überall in Tallin begegne, so wie einst die Normannen fremde Länder zu erobern. Ganz im Gegenteil. Sie wachen ebenso wie wir darüber, daß die Ostsee ein Meer des Friedens bleibt.

Auch in Estland gibt es noch schmerzliche Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit. 62 000 estnische Bürger wurden von den deutschen Faschisten im zweiten Weltkrieg ermordet. Zehntausende verschleppte man zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Die meisten von ihnen kehrten nie zurück.

Es ist kein Wunder, daß in Diskussionen mit den Einheimischen auch über die Kriegsmanöver der westdeutschen NATO-Marine im Ostseeraum gesprochen wird. Oft in harten Worten. Und ich bin froh, daß ich aus dem demokratischen Deutschland komme.

Gern hätte ich mich in der Talliner Garnison näher umgeschaut. Das ging natürlich nicht. Aus verständlichen Gründen. Trotzdem habe ich es bedauert.

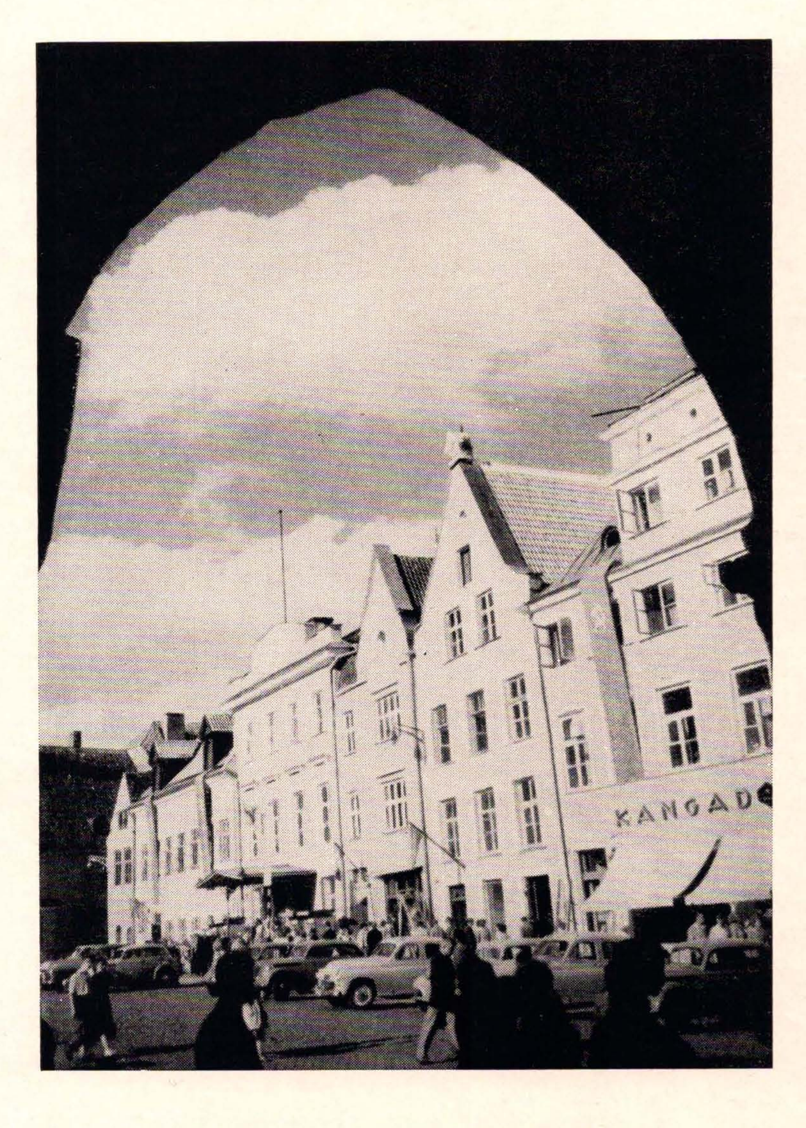
Eines weiß ich jedoch ganz sicher: Unsere Waffenbrüder an den weittragenden Geschützen der Talliner Garnison sichern nicht nur den Seeweg nach Leningrad — sie sichern mit uns unser neues sozialistisches Leben.



Das kapitalistische Baltikum nannte man einst wegen seiner wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit den „Hinterhof Westeuropas". Als Litauen, Lettland und Estland der großen sozialistischen Völkerfamilie beitraten, begann ihre ökonomische und kulturelle Blüte. Heute liefert die estnische Industrie in zunehmendem Maße Maschinen und Ausrüstungen, wie z. B. diesen Spezialbagger für die Ölschiefergewinnung (Bild oben).

Von nah und fern eilten die Menschen herbei, um den großartigen Wettstreit der 35 000 Sänger und Tänzer zu Ehren des 20. Jahrestages der ESSR mitzuerleben (Bild links und rechts unten). 71 m breit und 30 m hoch ist die riesige Stahlbetonmuschel der Freilichtbühne, auf der 40 000 Menschen Aufstellung nehmen können.

Von der liebevollen Pflege der alten Kulturgüter des estnischen Volkes zeugen die renovierten altehrwürdigen Gebäude am Talliner Marktplatz ebenso wie die prächtigen und farbenfrohen Volkstrachten der Estinnen (Bilder rechts oben). **Fotos: Hirsch**


KANGAD





15. UNO-Vollversammlung:

Bonner Kriegstreiber am Pranger



N. S. Chruschtschow, UdSSR:

Nun ist die Deutsche Demokratische Republik ein friedliebendes und sich schnell entwickelndes Land. Sie bedroht niemanden. Ganz anders hat sich die Situation in Westdeutschland gestaltet. Seine Wirtschaft entwickelt sich auf kapitalistischer Grundlage, dort erstehen eben jene Kräfte wieder — Revanchismus, Militarismus und Faschismus —, die die Welt in den zweiten Weltkrieg gestürzt hatten. Dort wächst der Herd einer neuen Kriegsgefahr, dort wird keine friedliche, sondern eine kriegerische Politik betrieben...
Als der Krieg in Korea im Gange war und sich die Beziehungen zwischen den Großmächten verschärften, stellten diese Kräfte die Frage der Schaffung der Bundeswehr und hatten damit Erfolg. Und jetzt erleben wir, wie die herrschenden Kreise der Deutschen Bundesrepublik aktiv werden; sie hoffen, daß der jetzige gespannte Augenblick es ihnen ermöglicht, sich Raketen- und Kernwaffen in die Tasche zu stecken.



J. B. Tito, Jugoslawien (Bild mitte):

Jugoslawien ist zutiefst beunruhigt über das Wiederaufleben des Militarismus in der deutschen Bundesrepublik. Ich fühle mich verpflichtet, Ihre besondere Aufmerksamkeit auf den wachsenden Einfluß der Militärkreise sowie auf das Wiederaufleben von Tendenzen in Westdeutschland zu lenken, die in verdächtiger Weise an die Vergangenheit erinnern. Solche Tendenzen können den wahren Interessen des deutschen Volkes nur schaden und Spannung und Unsicherheit in der Welt erhöhen. Es laden alle eine schwere Verantwortung auf sich, die diese Tendenz fördern oder begünstigen, um sie für ihre eigenen Zwecke nutzbar zu machen.

W. Gomulka, Polen:

Besondere Gefahr für den Frieden in Europa und der Welt ist, was sich in der Bundesrepublik abspielt, wo die Aufrüstung der Bundeswehr und die revisionistische Kampagne der deutschen Revanchisten mehr als je zuvor an Kraft zugenommen hat.
Die deutschen Militaristen haben immer das Recht und internationale Abkommen verletzt, wenn sie ihnen bei ihren aggressiven Absichten im Wege standen. Die Remilitarisierung Westdeutschlands ist die größte Gefahr für den Frieden. Der westdeutsche Militarismus ist fähig, seine Verbündeten weiter zu zerren, als sie es vielleicht selber wollen.

A. Novotny, CSSR:

Im August dieses Jahres hat die Bundeswehr in einer provokatorischen Denkschrift die beschleunigte Ausrüstung mit Kernwaffen gefordert, und diese Forderung geht von denselben Generalen aus, die im Generalstab Hitlers Überfälle auf friedliche Länder vorbereiteten und durchführten. Der Weg des deutschen Militarismus zur Vorbereitung eines Krieges ist daher unter Adenauer der gleiche wie vor dem ersten und dem zweiten Weltkrieg.



Fidel Castro, Kuba:

Fidel Castro brandmarkte scharf die Bonner Kriegstreiber und die Unterstützung Bonns durch die USA. Er erinnerte in diesem Zusammenhang daran, daß Millionen Menschen in den faschistischen Konzentrationslagern ums Leben kamen. Die Verantwortlichen für diese Massenmorde nehmen heute wieder einflußreiche Positionen in der Bonner Bundeswehr ein. (ADN)

Zu einem Zeitpunkt, der den Bonner Nazigeneralen günstig erscheint, sollen von Westberlin aus solche Provokationen gegen die DDR und gegen das sozialistische Lager gestartet werden, die geeignet sind, einen dritten Weltkrieg auszulösen (Kriegsplan DECO II). Schon 1953 schrieben diese Leute im Westberliner „Telegraf": „Westberlin ist die wirksamste Atombombe!" Heute nimmt die Militaristenclique erst recht kein Blatt mehr vor den Mund. In ihren Augen ist Westberlin nichts anderes als eine auf der Rampe liegende Rakete, die losgehen soll, wenn man in Bonn auf den Knopf drückt. Daraus wird nichts! Westberlin wird entmilitarisierte Freie Stadt.



Sport ist das besondere Steckenpferd in der Kompanie. Fast jeden Sonntag finden Wettkämpfe statt. Als am Jahrestag der Republik die Kompanie nicht an den allgemeinen Veranstaltungen teilnehmen konnte, weil sie am Nachmittag auf Wache ziehen mußte, wurde kurzerhand ein Miniatursportfest organisiert, in dem neben einigem anderen auch ein Hindernislauf enthalten war. Fotos: Spisla

Mein Rat an die FDJ-Organisation Gahlke:

Auf Allrad umschalten

Von Oberleutnant Usczeck

Vor dem Stabsgebäude des Truppenteils Magnitzke stehen in langer Reihe Bestentafeln. Auf den Bildern Soldaten und Unteroffiziere, ganze Gruppen und Züge. Darunter nicht nur Allgemeinplätze, sondern die konkreten Ergebnisse ihrer Arbeit. Auf den ersten Blick – die Leitung kennt ihre Besten und verallgemeinert ihre Erfahrungen. Da dürfte es ja eigentlich auch nicht schwerfallen, die beste FDJ-Gruppe zu finden. Dachte ich mir.

Deshalb auf zum FDJ-Sekretär des Truppenteils. Hier merkte ich sehr schnell, daß Denken manchmal eben doch Glücksache ist. Auf meine Frage nach der besten FDJ-Gruppe verlegenes Schweigen. Dann meinte Unterleutnant Himmelreich, das zu wissen sei Sache der FDJ-Sekretäre in den Einheiten. Aber schließlich einigten sich die Genossen des Politapparates auf den Zug des Feldwebels Rzeznik. Dorthin lenkte ich meine Schritte.

Feldwebel Rzeznik hat einen guten Zug. Er ist augenblicklich nicht der beste in der Kompanie Bürge, aber man kann sich ja vorwärtsentwickeln und trotzdem von einem anderen überholt werden. Immerhin keine schlechte Bilanz – bei den Schulschießübungen, bei Einzel- und Zuggefechtsschießen, bei der Überprüfung in der Einzel-, Gruppen- und Zugausbildung der beste Zug gewesen zu sein.

Anfangs war die Lage ziemlich kompliziert. Es war kein Zugführer da und im Zug waren viele aktive Sportler konzentriert. Beides wirkte sich hemmend auf die Ausbildung aus. Dann wurde der Genosse Rzeznik als Zugführer eingesetzt und was nur wenige geglaubt hatten, gelang – er brachte den Zug in die Höhe. Der FDJ-Organisator, Soldat Schmuck, sagt: „Er ging systematisch an die Sache heran, immer einen Schritt nach dem andern. Und der erste und wichtigste war der Wettbewerb mit dem Zug Althaus, der uns jetzt überholt hat.“ Feldwebel Remus, einer der Gruppenführer, ergänzt: „Er leitet uns richtig an. Jeden Tag eine Auswertung und die Aufgaben für den nächsten Tag. Schlampereien werden nicht geduldet. Genosse Rzeznik ist hart, aber gerecht.“

Genosse Schmuck, ein blonder fixer Junge, der vor dem Studium seinen Ehrendienst ableistet, weiß auf jede Frage eine Antwort. Er verschweigt auch die Mängel nicht. Und so kristallisiert sich langsam ein Bild des Lebens in der FDJ-Gruppe heraus.

Ich will dem Ergebnis vorgreifen. Die FDJ-Arbeit im Zug besitzt einige recht erhebliche Mängel. Natürlich ist nicht alles grau in grau. Durchaus nicht. Alle Angehörigen des Zuges sind Mitglieder der FDJ. Es gibt den Wettbewerb mit dem 4. Zug. Da ist ein Kampfprogramm, jeder hatte einen persönlichen Kompaß zum 11. Jahrestag der Republik. Man geht auch einmal gemeinsam ins Kino. Aber damit ist die Liste erschöpft.

Wann jedoch hat sich die FDJ-Gruppe zum letztenmal zusammengesetzt, um über Probleme der Ausbildung und Erziehung oder über aktuelle politische Fragen zu diskutieren? Darauf zuckt Genosse Schmuck nur mit den Achseln. Ja, das ist lange her. Zwar steht in seinem Kompaß, daß er jede Woche eine solche Zusammenkunft organisieren will – aber diese selbstgestellte Aufgabe blieb auf dem Papier.

Wenn die FDJler regelmäßig zu ihrer Arbeit und zu ihrem Leben im Kollektiv ihre Meinung sagen würden, wäre es möglich, auch andere Probleme schnell und zufriedenstellend zu lösen.

Alle Genossen haben sich verpflichtet, straffrei zu dienen. Natürlich gab es darum zuerst Auseinandersetzungen. Die einen meinten, das habe sowieso keinen Sinn, sie könnten nicht für sich garantieren; die anderen glaubten, daß mit einer Bestrafung alles hinfällig sei, sie sahen die Verpflichtung nicht als Kampfziel. Erfreulich ist, daß es der Gruppe gelang, alle Genossen zu dieser Verpflichtung zu bewegen. Erfreulich ist auch, daß es schon monatelang keine Bestrafungen gab. Mir scheint aber, daß die FDJ-Gruppe über diese Erfolge einen wichtigen Gesichtspunkt außer acht läßt: Ihre ständige erzieherische Aufgabe.

Einerseits sagt Genosse Schmuck: „Mit wem sollen wir sprechen, es gibt ja keine Bestrafungen.“ Aber wenige Minuten vorher hatte er erklärt, daß es in der Disziplin noch Mängel gebe, besonders im Auftreten gegenüber Vorgesetzten. Das sind kleine Dinge, gewiß. Aber wenn man dieses Unkraut nicht mit der Wurzel ausrottet, kann es den sorgsam gerodeten und bestellten Garten überwuchern. Und Gärtner sollte die FDJ-Organisation des Zuges sein, indem sie kameradschaftlich, aber hart die Genossen zur Ordnung ruft.

Der Zug hat ein Kampfprogramm, das man durchaus dem sonst üblichen Kompaß gleichsetzen kann. In diesem Dokument verpflichten sich die Genossen, nach den Leitsätzen des sozialistischen Soldaten (Kampfprogramm der Besatzung Seeber) zu handeln, die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen, in der militärischen Ausbildung gute Leistungen zu vollbringen, die Waffen in einwandfreiem Zustand zu halten sowie die innere Ordnung zu festigen. Das ist alles recht schön und gut, kann aber nach meiner Meinung nicht ausreichen. Abgesehen davon, daß Genossen aus der Kompanie, die befragt wurden, keine feste Vorstellung von

den obengenannten Leitsätzen haben, sind die Verpflichtungen zu allgemein formuliert. Sie sind zwar notwendig, sollten aber noch ergänzt werden durch konkrete Verpflichtungen entsprechend den jeweiligen Ausbildungsabschnitten. Verpflichtungen also, die meßbar und genau zu kontrollieren sind.

Die Ableger dieses Mutterkompasses sind die persönlichen Kompasse. Einer mag für alle stehen, der des Genossen Schmuck. Er will seine Waffe und seine Schutzausrüstung pflegen, am FDJ-Schuljahr teilnehmen, einen Geographiezirkel leiten, 20 Stunden im NAW arbeiten, straffrei dienen, das Abzeichen für gutes Wissen erwerben, vorbildlich in Ordnung und Disziplin sein. Dazu noch die vorhin schon erwähnte wöchentliche Zusammenkunft.

So sehen wörtlich alle Kompasse aus, wie eineiige Zwillinge, nur durch ein paar Sommersprossen unterschieden. Bei den anderen fehlt der Geographiezirkel. Dafür will der Genosse Wagenlehner seine Dienstzeit als Unteroffizier beenden und die Genossen Gläser, Wachsmuth und Busch wollen Kandidat der SED werden. Die übrigen Genossen aber haben sich, wie es scheint, keine eigenen Gedanken gemacht und man hat sie auch nicht dazu gebracht. Es fehlen Verpflichtungen, die darauf gerichtet sind, individuelle Schwächen auf einzelnen Gebieten zu überwinden. Solche Verpflichtungen zu schaffen, wäre Sache der FDJ-Gruppe gewesen.

Was sind also die Hauptmängel in der FDJ-Gruppe Schmuck? Die Aufgabenstellung ist nicht konkret genug und die Gruppe tritt selten als organisierte Kraft in Erscheinung.

Nun aber interessierte mich, wie es in der FDJ-Organisation der Kompanie aussieht. Der Weg zum Sekretär war nicht weit und lohnte sich. Unterleutnant Gahlke, Zugführer, der erst vor kurzem die Schule verließ, traf ich beim Waffenreinigen. Er hat die Sache richtig angepackt. Er holte sich die Besten in die Leitung und gab jedem eine konkrete Aufgabe, damit kein Leitungsmitglied nur auf dem Papier steht. Jeder hat seinen Verantwortungsbereich.

Das nächste war die Mitgliederwerbung. Das Hauptargument der Nichtorganisierten: In der FDJ ist ja nichts los. Was kann man dagegen tun? Man muß etwas losmachen. Dazu gehören regelmäßige Sportsonntage, Geographie- und Mathematikzirkel, Schachzirkel und Buchbesprechungen. Den größten Platz dabei nimmt der Sport ein.

Schwerpunkt in den vergangenen Monaten war jedoch eindeutig die Unterstützung der Ausbildung und der Kampf um die Verbesserung der Disziplin und Ordnung. Von den Erfolgen der gemeinsamen Anstrengungen von Kompanieleitung, Parteigruppe und FDJ-Organisation sollen nur zwei Tatsachen zeugen. Bei der Überprüfung der Geschlossenheit der Kompanie, die unter schwierigen Bedingungen innerhalb von 25 Stunden stattfand, wurden folgende Ergebnisse erreicht:

10 000-m-Lauf	1
Gefechtsexerzieren	Geschlossenheit vorhanden
30-km-Marsch	2
Sturmbahn	2

Gesamteinschätzung: Die Kompanie ist voll einsatzbereit. Die zweite Tatsache. Die Zahl der Bestrafungen ist auf $^1/_{10}$ heruntergegangen. Aber man denke nicht, daß man hier vielleicht Fünfe gerade sein ließ. Nein, bei gleichbleibenden oder sogar erhöhten Forderungen.

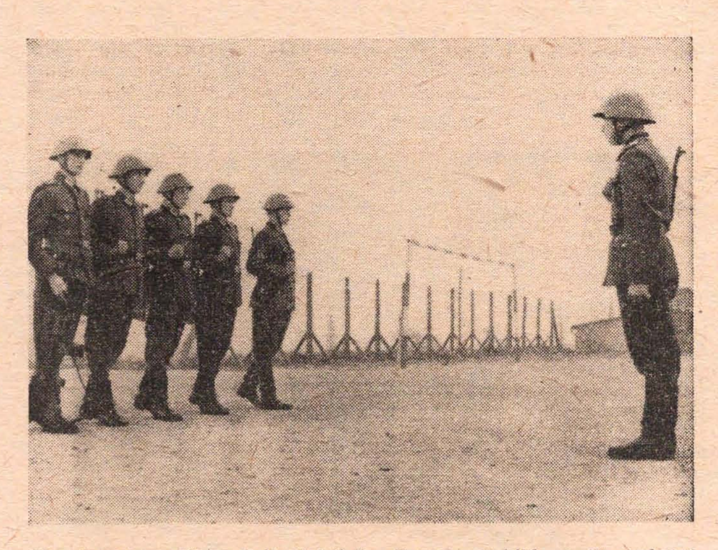
Der eingeschlagene Weg ist also richtig. Daß er weiter verfolgt wird, dazu werden auch die Kompaßaussprachen beitragen, die die FDJ-Leitung in diesen Wochen organisiert. Mit jedem Genossen wird über politische Fragen, über seine erfüllten und seine neuen Verpflichtungen gesprochen. Dabei sollte die Leitung nicht vergessen, daß der Schwerpunkt dieser Aktion in den Zügen liegen muß. Und vielleicht wäre es angebracht, jedem noch einmal die 10 Gebote der sozialistischen Moral und die Forderungen der Besatzung Seeber vor Augen zu führen. Wiederholung ist die Mutter des Studiums und auch der Erziehung. Auf dem oben skizzierten Weg gibt es allerdings noch einige schlechte Wegstrecken. Die eine Art solcher Schlaglöcher sind in der Kompanie Bürge die Unteroffiziere. Das sei an zwei Beispielen bewiesen.

Das erste. Gut läuft in der Kompanie der Zirkel junger Sozialisten. 14 Genossen erwarben das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Silber, 14 in Bronze. Ein prächtiges Ergebnis. Es fehlt aber nicht am Pferdefuß. Kein einziger Unteroffizier ist darunter. Zwei Möglichkeiten sind offen: Entweder dünken die Genossen Unteroffiziere sich für zu klug oder sie scheuen sich vor dem Zirkel, weil ihr Wissen Lücken hat, weil sie es versäumt haben, sich genügend weiterzubilden. In beiden Fällen sollte man ihnen Dampf machen. Das zweite. Es gibt eine ganze Anzahl Unteroffiziere in der Kompanie, die keinen persönlichen Kompaß haben. Wie aber wollen sie als Vorbild und Erzieher ihrer Soldaten wirken, wenn sie sich nicht auch vorbildliche Ziele stellen?

Um das Fazit zu ziehen, möchte ich den Genossen in der FDJ-Organisation Gahlke sagen: Bessert die Schlaglöcher aus, zwingt durch euer Kollektiv die Unteroffiziere zur aktiven Mitarbeit und schaltet auf Allradantrieb um, bringt die FDJ-Gruppen in den Zügen zum wirklichen Leben — dann werdet ihr in hohem Tempo die von der Partei und der Regierung gestellten Ziele erreichen.



In diesem Ausbildungsjahr war es bereits gelungen, daß alle Soldaten und Unteroffiziere sämtliche Waffen der Mot.-Schützenkompanie beherrschten. Diese gegenseitige Ersetzbarkeit sollte erhalten bleiben. Auf unserem Bild überprüfen Unteroffizier Peikert und die MG-Schützen Just und Kaiser ihre Kenntnisse am Maschinengewehr.



Hier ist Unteroffizier Peikert bei der Exerzierausbildung. Er verlangt exakte und schnelle Ausführung der Kommandos. Aber er selbst hatte keinen Kompaß zum 11. Jahrestag der Republik, weil ihm diese Begrenzung nicht gefiel. Aber wer hindert ihn, sich größere Ziele zu stellen? Niemand. Deshalb keine faulen Ausreden, Genosse Peikert.



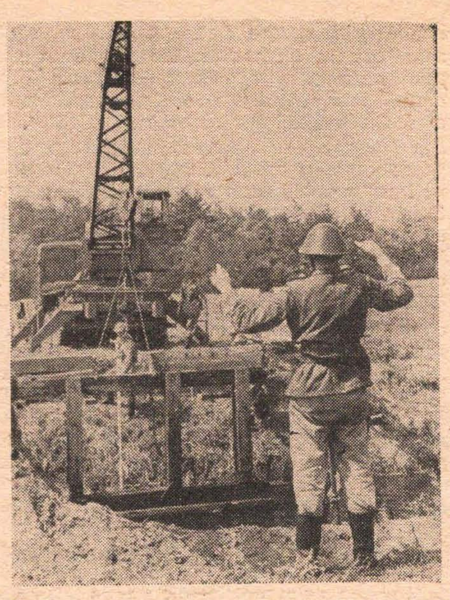
Soldat Schmuck ist FDJ-Organisator im Zug Rzeznik. Er besuchte die Oberschule. Jetzt ist er bemüht, sein dort erworbenes Wissen den anderen Genossen zu vermitteln. Im Geographiezirkel, den er leitet, hat er aufmerksame Zuhörer. Es wäre aber sehr wünschenswert, wenn alle Genossen mit größerer Bildung so handelten.



Die für das Überwinden des Wasserhindernisses vorgesehene Stelle wurde genau erkundet, sie eignet sich für das Einrichten einer Übersetzstelle. Kurz nach der Aufgabenstellung wird der Uferbalken für die Spurtafelbrücke von einer Gruppe verlegt.



Die Arbeiten erfordern ein hohes Tempo. Als am gegenüberliegenden Ufer die Unterstützung gebaut wird, da ist bereits der Kranwagen mit dem laut Aufklärungsergebnis hergerichteten Schwelljoch zur Stelle, um es in das Wasserhindernis einzusetzen.



Hand in Hand arbeiten die Pioniere. Jedes Element muß an der vorgesehenen Stelle sitzen. Besonders der Kranwagenführer muß seine Maschine meistern und auf die Zeichen des Einweisers achten, denn ein Korrigieren kostet stets überaus wertvolle Minuten.

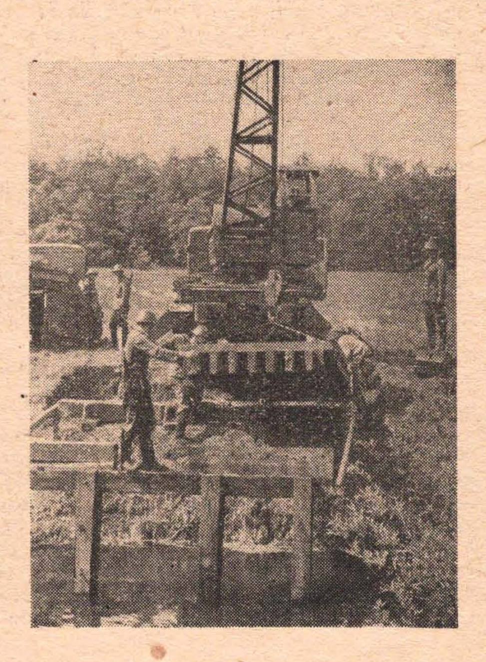


„Wasserwärts marsch!"

FOTOS: GEBAUER · TEXT: RIEDEL

◀ Jeder Pionier muß seine Aufgabe kennen und beherrschen. Von seiner Leistung hängt in hohem Maße das Marschtempo der Einheiten ab, deren Wegbereiter er ist. Hier zeigt es sich, welche Kenntnisse er sich in der Einzelausbildung angeeignet hat, ob er sie richtig anwenden kann.

Bereits wenige Minuten nach dem Setzen der Unterstützungen schwenkt der Kran die erste Spurtafel ein — die Elemente der Brücke passen — der Holzbearbeitungstrupp hat genaue Arbeit geleistet, der Bautrupp ist mit den Teilen zufrieden. Weitere Spurtafeln werden schnell zugeführt. ▶



Bei Tag und Nacht, bei jedem Wetter und in allen Situationen des Gefechts müssen die Pioniere bereit sein zu handeln. Mut, Ausdauer, Stärke und Geschicklichkeit müssen jedem Pionier ebenso eigen sein, wie Lust und Liebe zu seiner Aufgabe, denn schwere Arbeit gilt es zu bewältigen.

Kurz und verständlich sind die Kommandos, die der Gruppenführer des Bautrupps und der Transporttrupps gibt, wenn es gilt, in kürzester Zeit ein Wasserhindernis zu überwinden. „Wasserwärts marsch!" ist eines der Kommandos der Pioniere, auf das sie flink Teil für Teil der vorbereiteten Elemente für den Ausbau der Übersetzstelle heranbringen. Vielseitig sind die Methoden für das Überwinden von Wasserhindernissen. Die Spurtafelbrücken sind eine der vielen Arten, die von den Pionieren angewandt werden, um die Bewegung der mot. Schützeneinheiten ständig zu gewährleisten. Der Bau von kurzen Übergängen über Kanäle und breite Gräben erfordert eine gute Organisation der Arbeiten. Ein festes und gut ausgebildetes Kollektiv gehört dazu, um sehr schnell einen standhaften Übergang über das Hindernis zu schaffen. Von der Arbeit der Pioniere hängt der weitere Verlauf des Marsches ab; sie müssen die Tragfähigkeit des Überganges garantieren. In der Ausbildung der vergangenen Monate haben die Pioniere gelernt, mit Hilfe der Technik und mit vorbereiteten Elementen von Unterstützungen und Spurtafeln jedes Hindernis zu überwinden. Ständig arbeiten die Pioniere an der Verbesserung und Vervollkommnung der bestehenden Methoden beim Bau von Brücken, um die Forderung nach Erhöhung der Gefechtsbereitschaft zu erfüllen. Die Arbeit der Pioniere ist oft recht schwierig, doch dank ihrer Fähigkeit und der Initiative ihrer Ausbilder und Kommandeure, mit denen sie ein festes Kollektiv bilden, sind sie jederzeit in der Lage, ihren Beitrag zum Gelingen des Kampfauftrages zu leisten.

▲ Beim Bau der Spurtafelbrücke wird um jede Minute gekämpft; die Pioniere erfüllen ihren Auftrag, jeder Genosse gibt sein Bestes, denn es kommt darauf an, die Bewegung aller Einheiten sicherzustellen. Hier zeigt sich, was mit dem Gruppenkollektiv vollbracht werden kann. Der Gruppenführer leitet das Aufbringen der letzten Spurtafel; gleich wird das erste Fahrzeug den Wald verlassen und das Gewässer sicher und schnell überwinden.



◀ Der Auftrag ist erfüllt. Die ersten Fahrzeuge rollen schon nach wenigen Minuten über das überbrückte Hindernis. Dank der Arbeit unserer Pioniere geht der Vormarsch reibungslos weiter. Als die mot. Schützeneinheiten über den soeben errichteten Übergang rollen, bereiten die Pioniere schon die nächste Übersetzstelle vor. Sie wissen, was von ihrer Arbeit abhängt.

Schlechter Rat ist billig!

Von Manfred Walther,
ständiger Mitarbeiter

Der Beifall, der zum Orkan angeschwollen war, verebbte langsam. Zwölf Jugendfreunde, die soeben ihre Bereitschaft erklärt hatten, den Ehrendienst in der Nationalen Volksarmee abzuleisten, verließen die Bühne. Unter ihnen war Gerd Holläufer, ein stämmiger Facharbeiter aus der Dreherei. Der Jubel, der ihn umgab, weitete seine Brust. Er hätte alle umarmen können.

Längst schon hatte für ihn festgestanden, daß er nach Erwerb des Facharbeiterbriefes Soldat werden würde. Nun war es soweit. Aber die Freude war kurz. Sie währte nur bis zur Frühstückspause seiner Brigade am nächsten Vormittag, als er den Arbeitskollegen sein Vorhaben mitteilte.

„Ganz schöner Vogel", sagte Kollege Wittmann, ein kleiner, verschmitzter Arbeiter, der etwa dreißig Jahre alt sein mochte. Wittmann tippte sich mit dem Zeigefinger vielsagend an die Stirn: „Ab nächsten Monat verdienst du bei uns bald 600 Emmchen, und bei der Armee, he?"

„Ich glaube 300 Mark brutto", antwortete Gerd kleinlaut. Von seiner Brigade hatte er kaum eine Widerrede erwartet. „Na, hör mal", fuhr Wittmann fort, „das sind bald 4000 im Jahr, die du da freiwillig einbüßen willst. In zwei Jahren ist das ein komfortabler Trabant, den du da in die Binsen haust."

Gerd wurde unsicher, um so mehr, als er die anderen lächeln sah: „Ich kann das immer noch verdienen und spare als Soldat auch Essen und Kleidung ein", erwiderte er verlegen. Er fühlte aber, daß es nicht die richtige Antwort war, um die anderen zu gewinnen.

„Pfeife auf das Geld. Es geht so und auch so weg wie warme Semmeln", philosophierte Weber, ein gemütlicher Dicker mit rosigen Wangen, nachdem er zwischendurch unter genießerischem Schmatzen noch einige Schlücke aus der Bierflasche genommen hatte. „Mir kommt es darauf an, meine persönliche Freiheit zu haben. Die Arbeit muß ja wohl sein, aber wenn ich nach Hause komme, geht es in den Garten oder auf das Sofa, wenn ich müde bin. Bei der Armee? Nee, vormittags Dienst, nachmittags Dienst, sonntags vielleicht noch Wache, und tanzen wie die anderen pfeifen? Nee!"

„Na, Dicker, mach's nur nicht so schlimm. Auch Soldaten haben Feierabend, Wochenende und Urlaub", warf Heini ein, der vor drei oder vier Jahren in Ehren aus der Armee entlassen worden war.

Weber winkte mit der Hand ab: „Ich weiß Bescheid. Wir waren ja alle einmal Soldaten."

Gerd sah in die Runde. Sie saßen da, kauten an dicken Stullen, tranken aus der Flasche oder rauchten. Die Kollegen hielten immer etwas von ihrer Meinung. Auch Gerd, der über zwei Jahre unter ihnen weilte und von ihnen schon manchen guten Rat für das Leben bekommen hatte. Er überlegte. Sie haben nicht ganz unrecht, sagte er sich. Vielleicht sollte ich doch nicht zur Volksarmee gehen?

Erich Weinmeister, ein Kollege, mit dem er sich eigentlich immer am besten verstanden hatte, riß Gerd aus seinem Grübeln: „Mach was du willst, Gerd. Ich will dich auch nicht beeinflussen. Aber etwas Wahres ist schon daran, was vorhin gesagt worden ist. Ich persönlich würde mir erst einmal etwas schaffen, Motorrad, Fernseher, Campingausrüstung. Wenn ich nochmal so alt wäre wie du, würde ich manches anders machen nach der Erfahrung, die ich bisher gesammelt habe."

„Übrigens wärst du dann der dritte aus unserer Runde, die dann bei der Armee waren – Hans, du und ich", dachte Heini einen Schritt weiter. „Aber Hans sprach in seinem letzten Urlaub nicht besonders freudig über den Dienst", fügte er hinzu. „Nun gut", sprach Gerd resignierend, „ihr habt gar nicht so unrecht. Ich muß mir die Sache nochmals durch den Kopf gehen lassen."

*

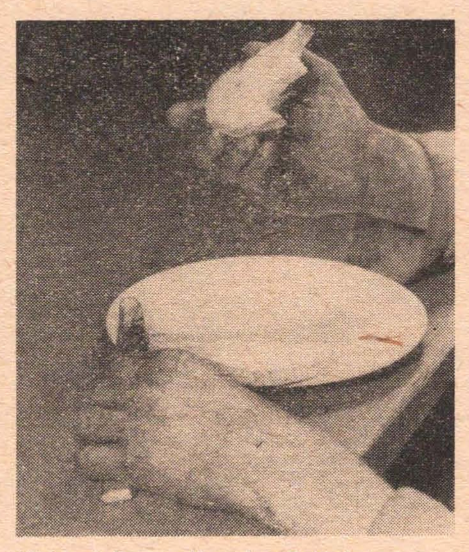
In den nächsten Tagen überlegte er hin und her. Hier stand er, willens zu seinem Wort zu stehen, und dort die Brigade, die Älteren und Erfahreneren, die davon abrieten. Der Vater selbst, den er gefragt hatte, gab ihm zur Antwort: „Du mußt das mit 19 Jahren selbst wissen. Wie du es machst, ist es richtig!" Es ist doch wohl besser, sagte sich Gerd, zu bleiben wo ich bin. „Was man hat, das weiß man, was wird, weiß man nie", hatte ihm Kollege Kirschmann damals mit auf den Weg gegeben.



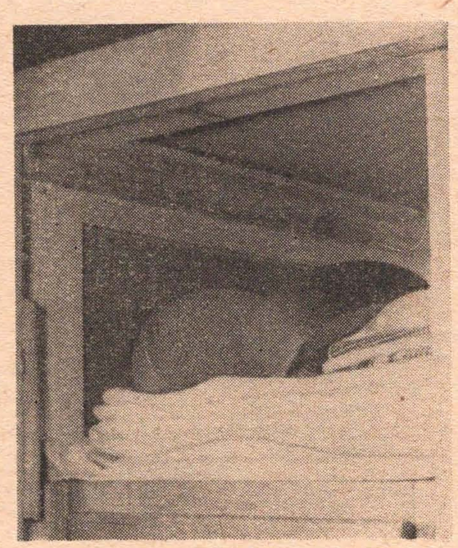
Schütze Trefflich zweifelnd spricht, so was



Daß der, der ißt, recht hungrig ist,
ist auf dem Bild zu sehen;
doch dem, der zusieht, kann dabei
der Appetit vergehen.



Nicht, daß man ihm das Butterbrot
in schnödem Neid mißgönnte,
doch ist das Wasser kaum so knapp,
wie's hier wohl scheinen könnte.



Ich zeigte dieses kleine Bild
erst gestern meiner Mutter;
sie sprach: „Bei dem liegt ganz bestimmt
der Kamm auch auf der Butter!"



Illustrationen: Klimpke

Eines Tages war Hans, der Volksarmist, auf Urlaub im Betrieb. Wegen ausgezeichneter Dienstdurchführung war er belobigt worden. „Na, wann kommst du denn zur Fahne?" fragte er Gerd zur Begrüßung. Gerd schaltete die Maschine aus: „Ich wollte schon, aber die Kollegen haben mir abgeraten. Ich würde Lohn einbüßen, schlechter im Leben vorwärtskommen. Mit meiner Freiheit wäre es auch schlecht bestellt und was weiß ich noch alles."

„Abgeraten?" fragte Hans erstaunt, „wer?"

„Eigentlich alle. Keiner hat mich so recht ermuntert."

„Wann habt ihr denn Frühstückspause?"

„In 10 Minuten", antwortete Gerd.

*

Hans wußte, was er den Kollegen schuldig war. Den Kasten Bier, den er gespendet hatte, stellte er mitten auf den Tisch.

„Na, da wollen wir mal", sagte Teo Weber und griff in den Kasten. „Ihr habt noch einen weiten Weg vor euch, bevor ihr einmal eine sozialistische Brigade werdet", leitete Hans das „Geplänkel der Gefechtsvorposten" ein.

„Oho! Wegen den paar Flaschen sollen wir schlechter sein als die anderen? Du willst uns wohl provozieren?" sprach Ludwig und hob seine Flasche gegen das Licht.

„Das hab ich nicht mal gemeint", entgegnete Hans, „aber ihr kümmert euch zuwenig um eure Brigademitglieder."

„Weil wir dir kein Päckchen in die Kaserne geschickt haben?" fragte Kollege Opitz hinterhältig.

„Unsinn", fuhr Hans unerschrocken fort. „Ihr seht nur eure Arbeit, die ihr ausgezeichnet macht, wie die Tafel da oben besagt, euer Lohn stimmt auch. Aber dann geht ihr zufrieden auseinander."

„Jawohl, so ist das", schaltete sich Gerd ein. „Ihr paßt auf, daß gerade das Werkzeug akkurat an der Maschine liegt, aber dann ist es aus. Was man in der Freizeit macht, wie man sich weiterbildet, fürs Leben etwas tut, das interessiert euch nur am Rande oder gar nicht!" Er freute sich, daß einer für ihn eintrat und wollte ihn nicht alleinlassen.

„Als ich vorhin von der sozialistischen Brigade sprach, meinte ich, daß man ein bestimmtes Ziel haben muß", kam Hans wieder auf seine anfangs geäußerte Behauptung zurück.

„Haben wir – unseren Plan", warf Wittmann ein, „und den erfüllen wir redlich".

Hans hob seine Stimme: „Du weißt schon, was ich meine. Es geht nicht nur darum, den Plan zu erfüllen, sondern auch unsere Arbeit zu schützen. Alle seid ihr in der Lage, die Norm für einen Kollegen mit zu erfüllen", rief er leidenschaftlich aus, „doch ihr macht dem Gerd den Kopf wirr und haltet ihn ab, auf zwei Jahre Soldat zu werden. Wo ihr ihn geradezu delegieren müßtet, gewissermaßen als euren Beauftragten", fügte er vorwurfsvoll hinzu. Gerd bewunderte Hans, wie er so mächtig ins Zeug ging. Die Kollegen sahen zu Boden. Einige spielten mit den Flaschenverschlüssen. Sie hatten es nicht gern, wenn man sie berechtigt kritisierte.

„Wenn Gerd ginge, könnte er geradezu Hans ablösen", meinte Heini.

„Wir sind nicht dagegen." Erich Weinmeister stand auf und zog den Gürtel straff. „Das habe ich ihm schon vor vierzehn Tagen gesagt."

„Aber ihr habt ihn auch nicht ermuntert", konterte Hans, „mit eurem Gerede vom Geldverdienen und Machen-können-was-man-will. Stimmt es, Gerd?"

Gerd nickte mit dem Kopf. Ihm wurde jetzt so leicht ums Herz, wie vor kurzem auf der Bühne. Hans war noch nicht fertig: „Ob ich mir die ‚Jawa' bei euch hätte leisten können, die ich jetzt fahre, glaube ich nicht, wenn ihr immer wieder den Verdienst in den Vordergrund schiebt. Da war Kostgeld zu geben, paarmal Kino in der Woche, dann der Schlaftrunk im ‚Goldenen Schwan' und was noch alles."

„Wir sollten uns wirklich einmal den Dienstbetrieb in der Volksarmee ansehen", schlug Heini vor, „vielleicht am nächsten ersten März – vor allem Teo Weber würde so etwas interessieren".

Doch der Hieb saß. Teo rülpste laut, und da dies die anderen nicht als Zustimmung werteten, fügte er hinzu: „Warum nicht? Ich komme schon mit. Da besuchen wir alle den Gerd!"

Gerd freute sich über den gemütlichen Dicken. Er wußte, daß Weber nicht spaßte:

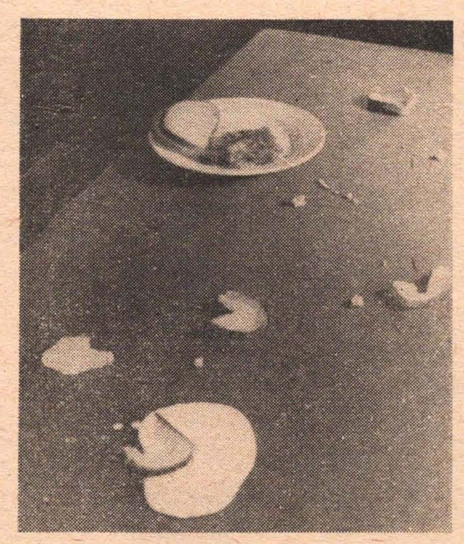
„Und die anderen?" fragte Hans.

„Die sollen sich Gedanken machen."

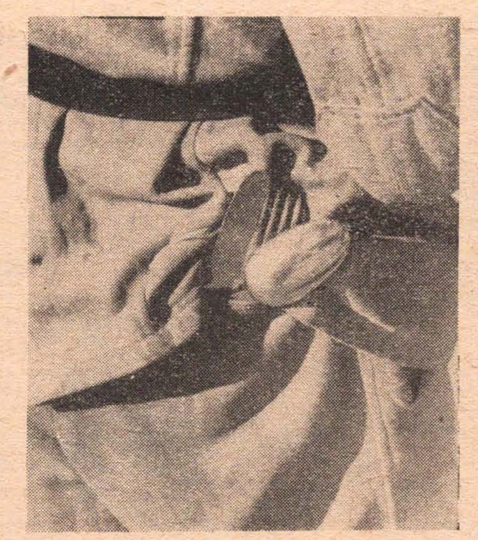
gibt's doch sicher nicht (IV)



FOTOS: ERNST GEBAUER
TEXT: RUDI STRAHL



**Wer immer an dem Tische hier
zum Frühstück auch gesessen:
Der hat die Zeit, da Brot noch rar,
schon ganz und gar vergessen!**



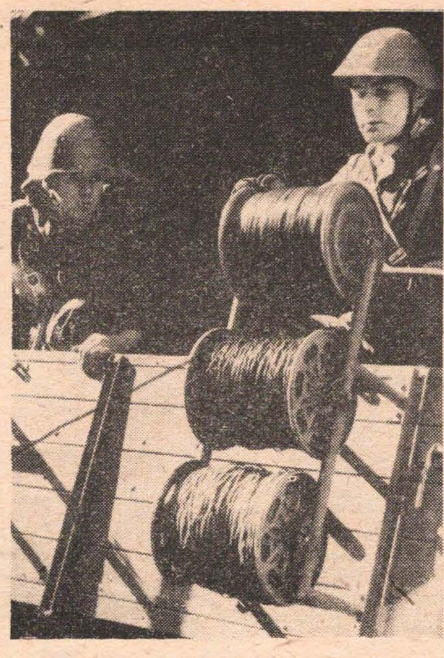
**Nur vor Gefahren sei gewarnt:
Er könnte sich beim Setzen
doch einen edlen Körperteil
ganz unerhört verletzen.**



**Der gute Wille sei zum Spaß
hier einmal ernst genommen;
doch scheint sein Hang zur Reinlichkeit
noch nicht so ganz vollkommen.**



Alarm wurde ausgelöst. Schon wenige Minuten später empfangen die Genossen Weber, Kroll und Schmiedel ihre Waffen. Im Laufschritt geht es zum Stellplatz, wo Genosse Nimz mit dem Fahrzeug schon wartet.



Kabelverlegen vom Fahrzeug aus. Das von Genossen Weber entwickelte Trommelgestell half schon oft die Arbeit des Bautrupps erleichtern. Nur im unwegsamen Gelände muß die Rückentrage auch noch herhalten.



Bei der Einlage „Atomalarm" geht die Arbeit ununterbrochen weiter. Unter der Schutzmaske perlt der Schweiß, aber es bleibt keine Zeit zum Ausruhen. Vorwärts, Genossen, wir müssen unsere Norm wieder schaffen!

Erster Anruf 13 Minuten früher

FOTOS: LECHOWSKI · TEXT: BUBOLZ





Am Ziel des Kampfauftrages. Alle packen zu, um die Stellung auszuheben und den Feldfernsprecher anzuschließen. 13 Minuten vor Ablauf der Normzeit für die Note „ausgezeichnet" ruft Genosse Kroll zum ersten Male durch. „Höre mit fünf!" kommt es vom anderen Ende der Leitung. Die Verbindung steht.

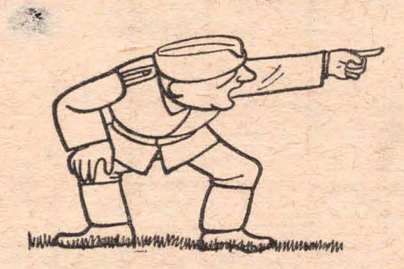
04.30 Uhr. Auf Befehl des Kompaniechefs löst der Diensthabende Alarm aus. Noch sind die letzten Laute nicht verklungen, und schon eilen die Genossen der Einheit Dunschek zu den Waffen. Unter den ersten sind die Genossen des Bautrupps Hackbarth. Sie hatten bisher stets gut abgeschnitten. So wollen sie auch heute ihren guten Ruf nicht aufs Spiel setzen. Schon 15 Minuten nach Auslösung des Alarms stehen die Genossen Weber, Nimz, Schmiedel und Kroll an ihrem Fahrzeug und warten auf neue Befehle. Keiner spricht ein Wort. Der Zugführer, Oberfeldwebel Schaller, erklärt kurz die Lage. Nach den notwendigen Anweisungen verläßt der Bautrupp — aufgesessen auf das Fahrzeug — den Stellraum. Nach mehreren Kilometern Fahrt beginnt der Leitungsbau nach Karte. Es gilt erneut zu beweisen, daß wir der beste Bautrupp des Verbandes Gotthilf sind, sagen sie sich. Auf einer Strecke von 10 Kilometern Länge in unbekanntem Gelände überwinden sie ein Wasserhindernis und arbeiten eine Stunde unter der Schutzmaske. Nach 2 Stunden und 17 Minuten ist der Auftrag erfüllt. 13 Minuten früher, als es die Norm vorsieht, kann das erste Telefongespräch geführt werden. Das ist eine ausgezeichnete Leistung, sie spricht von hohem Können dieses starken Kollektivs. Stolz können die Genossen des Bautrupps Hackbarth heute von sich behaupten, daß sie in allen Ausbildungsfächern gute und ausgezeichnete Ergebnisse erreichten. Diese Leistung verdient besondere Aufmerksamkeit, da die meisten Genossen erst seit diesem Frühjahr der Volksarmee angehören. Es ist darum auch zu begrüßen, wenn von diesem Kollektiv die Genossen Schmiedel und Kroll an einem Unteroffizierslehrgang teilnehmen werden, und der Genosse Weber, Antragsteller der Partei, im Herbst zur Offiziersschule geht. — Wirklich, man kann von diesen Genossen einiges lernen.



Da steht der Trupp vor einem Wasserhindernis. Das Schlauchboot herunter, die Kabeltrommeln hinein, und ab geht die Post. Noch während des Übersetzens suchen sie am jenseitigen Ufer das günstigste Gelände für das Verlegen der Leitung aus. (Links)

Der Koffer

Der „Angriff" ist für den Soldaten Naumann festgefahren. Flachgedrückt wie eine Kellerschabe, die Waffe vorschriftsmäßig auf den linken Unterarm gelegt, liegt er hinter einer geringen Bodenerhebung. Unteroffizier Meierring steht breitbeinig hinter ihm und gibt sich redliche Mühe, durch eine Lagebeschreibung starke Gefechtseindrücke zu erwecken und den Soldaten Naumann zu bewegen, aus eigener Initiative vorwärts zu springen. Unterleutnant Schaarschuh, der in der Nähe steht, ist mit den Ausführungen des Unteroffiziers nicht ganz zufrieden. Die Schilderung der Gefechtssituation ist seiner Meinung nach zu blaß gezeichnet und trägt den



Erfordernissen des allgemeinen modernen Gefechts nicht voll Rechnung.

„Na, lassen Sie mich das mal erklären", sagt er zu dem Gruppenführer und tritt näher heran.

„Hören Sie, Genosse Soldat", sagt er einleitend. „Stellen Sie sich folgendes vor: Der Angriff der Gruppe ist bis hierher vorgetragen worden. Am Horizont tauchen Düsenjäger auf, dröhnen in der Luft. Sie unterstützen unseren Angriff. Sehen Sie nach rechts, über dem Waldstück wird soeben ein ‚gegnerischer' Jäger abgeschossen. In der Mulde links vor uns sind starke Motorengeräusche zu vernehmen — vermutlich ‚gegnerische' Panzer, die einen Gegenangriff einleiten wollen. Über den Gräben des ‚Gegners' steigen Leuchtraketen zum Himmel — rote, grüne, und auch bunte Sternbündel. Hinter uns brennt ein Gehöft, ich meine das an der Landstraße. Maschinengewehre und Maschinenpistolen rattern. Das eigene Wort ist kaum zu verstehen, viel weniger die Befehle Ihrer Vorgesetzten ..."

Aber der Soldat Naumann war in seinen Gedanken ganz woanders. Der Dienst war anstrengend und die Sonne so warm. Mit Wohlbehagen dachte er an den Urlaub, den er nun nach seiner Einstellung in die Volksarmee nach sechs Wochen Dienstzeit erstmals erhalten sollte. In Gedanken versunken, sah er seine Evelyn vor dem Kalender stehen und die Tage abstreichen. Dadurch bekam er die plastische Schilderung des Zugführers nicht ganz mit.

„Sehen Sie, nun schlagen auch Granaten ein. Jetzt donnern auch die großkalibrigen Geschütze. Richtige ‚Koffer' kommen durch die Luft. Manchmal kann man sie fliegen sehen, so groß sind sie. Hier schlägt so ein ‚Koffer' ein und bei der Birke dort ein anderer ... Hören Sie, nun müssen Sie einen Entschluß fassen. Sie können hier nicht mehr liegen bleiben!"

Doch der Soldat faßte keinen Entschluß. Er träumte von Evelyn. Der Zugführer wurde ungeduldig. Nach seinem Dafürhalten war es nicht gut, wenn ein Kämpfer in solch angespannter Lage lange überlegen muß. Er hob seine Stimme: „Genosse Soldat, Sie müssen etwas tun! Haben Sie denn nicht die geschilderten Einschläge der Granaten — der kleinen und der ganz großen ‚Koffer' vernommen? Sie kommen immer näher!"



Illustrationen: Klimpke

Da riß sich Soldat Naumann zusammen. Die letzten Worte des Unterleutnants waren ihm gerade noch bewußt geworden. Strahlend im Gesicht rief er aus: „Genosse Unterleutnant, da nehme ich den Koffer und ab geht's nach Hause zu Evelyn!"

M. W.

Neue Kämpfer stehen auf

In jenen Tagen trauerten wir um unseren Präsidenten. Manch einer mag an die Worte gedacht haben, die Majakowski bei Lenins Tod schrieb:

„Zeit, heb wieder
Lenins Losung in den Wirbelwind.
Sollen wir an Tränenpfützen
trüb erschlaffen?
Lenin ist heut' lebender
als die am Leben sind,
er verleiht uns Wissen,
Kraft und Waffen."

Ist unser Genosse Pieck nicht auch immer unter uns? Setzen wir nicht sein Werk fort? Wie kann man das besser tun, als in den Reihen der Partei, der er angehörte?

Auch im Truppenteil Fiebig dachten viele Genossen so. 23 Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere traten vor ihre Parteisekretäre und baten um ihre Aufnahme als Kandidaten in die SED. 62 Genossen traten in die FDJ ein. Es waren die Besten, die diesen Schritt taten.

Die Parteileitung des Truppenteils begriff die Verantwortung, die sich für sie ergab. Die jungen Genossen, die jetzt neu in die Reihen der Partei eintraten, mußten sofort festen Halt und kameradschaftliche Hilfe bekommen. Selbstverständlich wurden sie ohne Zögern in das Parteilehrjahr einbezogen. Aber manchen fiel das Studium schwer. Deshalb wurde Oberleutnant Marhold beauftragt, den Genossen beim Studium und bei der Vorbereitung der Aufnahme zu helfen. Diesen Weg muß man weitergehen, damit die Jungen zu solch konsequenten, parteilichen und mutigen Kämpfern werden, wie es Wilhelm Pieck war.

Fotos: Spisla

Hauptwachtmeister Viereckel ist einer der jungen Unteroffiziere, die den Weg zur Partei gingen, um noch besser für den bewaffneten Schutz unserer Republik eintreten zu können. Sein Kommandeur, Hauptmann Reißaus, beglückwünscht ihn zu diesem Entschluß.



Auch Unteroffizier Hoppmann, 20 Jahre, Maschinenschlosser und Geschützführer, bat um die Aufnahme als Kandidat der SED.



Wachtmeister Kunert dient bereits sieben Jahre in den bewaffneten Kräften der Republik. Er begriff, was jetzt seine Pflicht war.



Das ist Oberleutnant Marhold, für die Betreuung der neuen Kandidaten verantwortlich. Er scheut dabei weder Zeit noch Mühe.

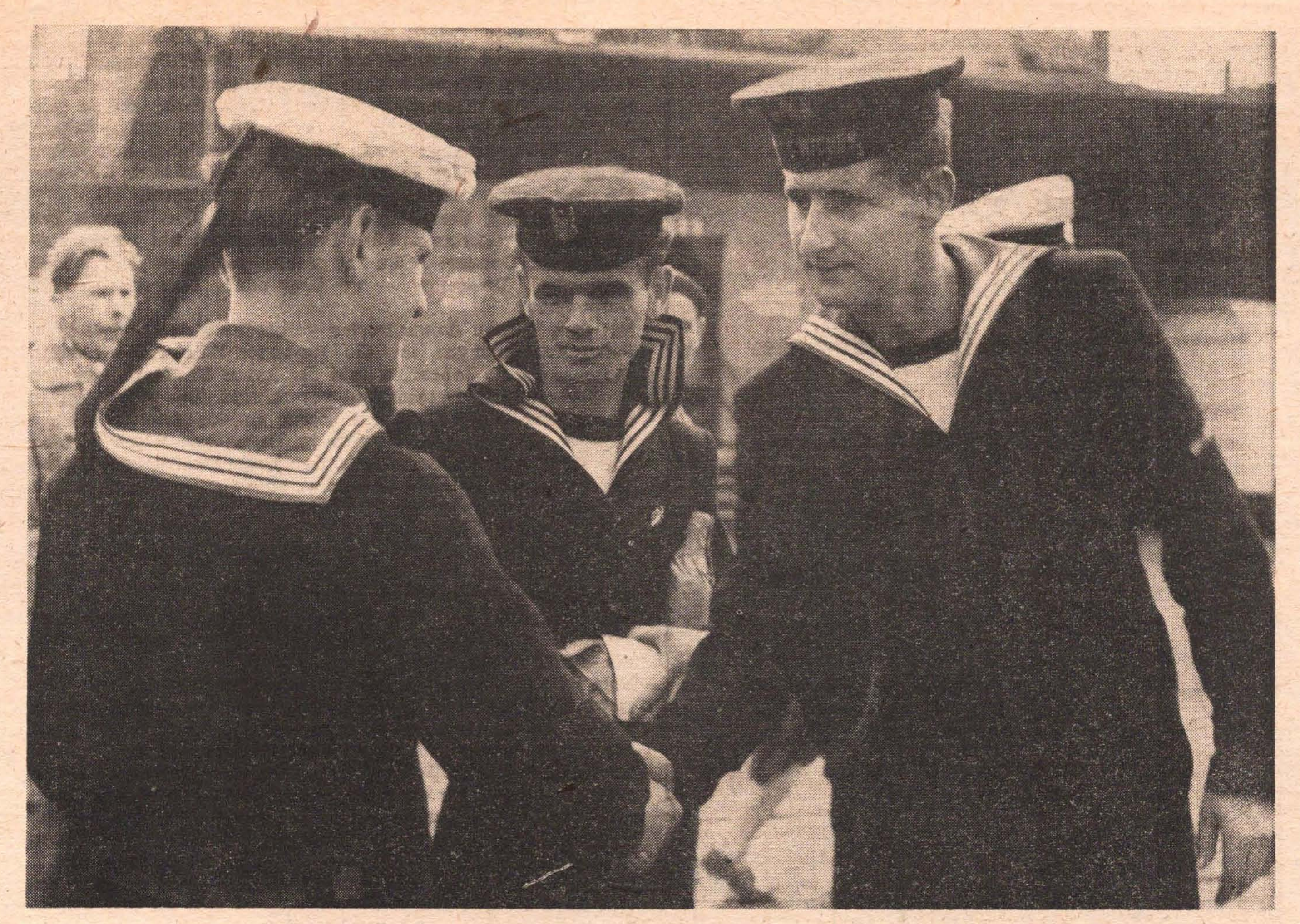


Foto: MBD

Begegnung der Freundschaft

Von Oberleutnant zur See R. Rosentreter

„Weißt du übrigens, wer der erste Dichter war?" — „Ja, ja, ich weiß es, in der Bibel steht: ‚Dichter Nebel lag über dem Wasser', nicht wahr? Hat so'n Bart der Witz!" Der Bildreporter, an den die Frage gerichtet war, winkt mißmutig ab. Sein Kollege hat gut lachen, ihm macht der verdammte Nebel nichts aus. Im Gegenteil, als Redakteur wird er mit ein paar schönen Worten aus dem miserablen Wetter noch „romantische" Stimmung machen. Aber was soll ein Fotograf tun? Wie soll er das Ereignis in packenden Aufnahmen schildern, wenn alles grau in grau ist? Deshalb ist er auch für Witze nicht aufgelegt.

Aus dem undurchsichtigen Schleier dringt das dumpfe Tuten von Typhonen. Unser MLR-Schiff verringert die Fahrt. Das müssen sie sein! In die Journalisten, die sich oben auf dem Brückendeck des Schiffes aufhalten, kommt Bewegung. Wenn nur der Nebel nicht wäre! Das MLR-Schiff war in aller Frühe ausgelaufen, um polnische Gäste, einen Schiffsverband der Polnischen Seekriegsflotte, der zum ersten offiziellen Flottenbesuch in die DDR kommt, zu empfangen und in den Hafen von Rostock zu geleiten.

Plötzlich taucht vor uns ein U-Boot aus der Nebelwand hervor, bald darauf zeigt sich Backbord das zweite Boot und schließlich der Zerstörer „Wicher" und ein MLR-Schiff. Das ist der Verband! Die Kameras der Fernseh- und Fotoreporter klicken und surren, trotz der schlechten Sicht. Unser MLR-Schiff geht beim Zerstörer längsseits. Der Verbindungsoffizier unserer Seestreitkräfte steigt über.

Wir sehen drüben auf dem „Wicher" einige bekannte Gesichter, polnische Genossen, mit denen wir uns bei Flottenbesuchen unserer Schiffe in Gdynia und Szczecin angefreundet haben. Das ist wohl das Wertvollste solcher gegenseitigen Besuche: jedesmal trifft man mehr Bekannte, jedesmal ist die Zusammenkunft herzlicher, ungezwungener. Und das Bewußtsein, zu einer großen unzertrennbaren Gemeinschaft sozialistischer Armeen zu gehören, vertieft sich.

Unsere Schiffe nehmen Kurs auf Rostock. Aus dem vorderen Geschützturm des „Wicher" zucken, von dumpfem Grollen begleitet, die Blitze der Salutschüsse. Ein KS-Schiff der Seestreitkräfte beantwortet den Salut. Auf den Molen von Warnemünde strömen die Menschen zusammen, um die einlaufenden Schiffe zu begrüßen. Auf der Warnow tummeln sich zahllose Boote. Überall an den Ufern des Flusses stehen winkende Menschen. Die Bürger Rostocks bereiten ihren Gästen im alten Hafen einen herzlichen Empfang.

Nachdem wir festgemacht haben, gehen die Journalisten eilig von Bord des MLR-Schiffes. Sie sind also doch noch auf ihre Kosten gekommen. Nun gibt es an Land für sie alle Hände voll zu tun, um die wichtigsten Ergebnisse des Flottenbesuches wahrzunehmen.

*

Viele freundschaftliche Begegnungen gibt es während des Flottenbesuches unserer polnischen Waffenbrüder in Rostock;

offizielle und inoffizielle Empfänge, Hafenrundfahrten, Matrosen- und Unteroffizierstreffen, Besichtigungen und vieles andere. Wie bei solchen Begegnungen üblich, kommt es zu zahlreichen freundschaftlichen Gesprächen, kleine Andenken werden ausgetauscht, Adressen notiert und so weiter. Die wohl bemerkenswerteste Begegnung ereignet sich jedoch völlig außerhalb des Programms, in einem kleinen Dörfchen ein paar hundert Kilometer von Rostock entfernt.

Vielleicht kam den deutschen Betreuern der Wunsch des polnischen Fregattenkapitäns Pelka zunächst ein wenig sonderbar vor. Genosse Pelka bat darum, nach Drewelow fahren zu dürfen. Drewelow — wo liegt das? Was gibt es dort Besonderes?

Mit dem Namen dieses Dorfes verbinden sich für Stanislaw Pelka Erinnerungen an die finsterste Zeit seines Lebens. Damals, vor 20 Jahren, wurde der kaum 15jährige von den Faschisten nach Deutschland verschleppt. Die Polen galten als Sklaven. Auch Stanislaw wurde als sogenannter Fremdarbeiter Knecht eines Bauern in Drewelow. Bauer Heiden war Faschist durch und durch. Der junge Stanislaw hatte bei ihm keine gute Stunde. Gepeinigt, beleidigt, geschunden, galt er dem Bauern weniger als ein Stück Vieh. Als es mit der Nazibarbarei zu Ende war, endete der Herrenmensch Heiden durch Selbstmord. Zu feige, sich für seine Unmenschlichkeiten zu verantworten, tötete er seine Frau, seine Kinder und erhängte sich schließlich selbst.

Für Stanislaw aber begann das neue Leben. In die Heimat zurückgekehrt, meldete er sich freiwillig zur Seekriegsflotte, die er mit aufbauen half.

Nun ist er, inzwischen Fregattenkapitän und Politstellvertreter des Chefs der U-Boote der Polnischen Seekriegsflotte, wieder in Drewelow. Es ist ein neues, ein sozialistisches Dorf, das er wiederfindet. Es gibt keine Heidens mehr. Die damals landarme Bauern, Tagelöhner und Knechte waren, besitzen jetzt das Land. Ihre landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft Typ III kann auf hervorragende Erfolge verweisen. Drewelow war eines der ersten vollgenossenschaftlichen Dörfer unserer Republik.

Im Dorf schaut man den polnischen Offizier verwundert an. Nur noch wenige alte Bekannte können sich an den jungen Stanislaw erinnern. Eine Bäuerin betrachtete lange aufmerksam den Fregattenkapitän. „Kennen Sie mich noch?" fragt sie Genosse Pelka. Nach einer Weile verlegenen Zögerns antwortet sie: „Ja, ich erinnere mich. Sie sind doch der Stanislaus von damals." — Kapitän Pelka geht lachend auf die Frau zu und küßt ihr die Hand. Sie gehörte damals auch zu jenen, die, von den Ideen der Nazis vergiftet, dem jungen Polen gegenüber nicht freundlich gesinnt waren. Und nun diese Geste! Es folgt ein langes, ernstes, aber freundschaftliches Gespräch, das beiden Menschen unauslöschlich in Erinnerung bleiben wird.

Doch Genosse Pelka sucht noch einen anderen Bekannten, einen gewissen Müller. „Den muß ich doch finden! Er hat mir damals viel geholfen, mir oft ein Stück Brot zugesteckt und ein gutes Wort gesagt."

Müller? Den gibt es im Dorf nicht! Auch aus der Personenbeschreibung Pelkas kann niemand entnehmen, wer damit gemeint sein könnte. Ein junger Genossenschaftsbauer kommt auf den Gedanken, daß damit nicht e i n Müller, sondern d e r Müller gemeint sein könnte. Ja, das konnte Genosse Pelka natürlich nicht wissen! Müller ist ein deutscher Name, und da man den Müller des Dorfes nie mit seinem Namen, sondern stets nur Müller nannte, war ihm das in Erinnerung geblieben.

Der Müller wird geholt. Von Mehlstaub über und über bedeckt erscheint er. „Stanislaw!" Und beide liegen sich in den Armen, ungeachtet dessen, daß nun die blaue Uniform des hohen polnischen Offiziers fast weiß aussieht. Beide tauschen viele Erinnerungen aus, Erinnerungen an eine finstere Zeit. Dann holt der Müller die ganze LPG zusammen. Allen erzählt er stolz, daß dieser Kapitän der Polnischen Seekriegsflotte sein Freund ist. Freudig zeigen die Bauern ihrem Gast, was sie in den letzten 15 Jahren geschafft, was sie aus ihrem Dorf gemacht haben.

Drewelow blüht und wächst. Ohne Knechte und ohne Fremdarbeiter, weil die Junker und die Heidens entmachtet wurden, weil die Bauern die Geschicke in ihre eigenen starken Hände genommen haben. Mit dieser Gewißheit fuhr Stanislaw Pelka mit seinen Genossen wieder zurück in seine Heimat zwischen Oder und Bug.

In einer taktischen Übung mit Gefechtsschießen fotografierten und notierten unsere Reporter Ernst Gebauer und Manfred Berghold bei den

Soldaten unserer Tage

„Und er lernt genau zu zielen
mit der Waffe und der Tat.
Und er weiß, daß seine Freiheit
einen klaren Namen hat.
Und er scheut ihn nicht, den Namen.
Sozialismus, sagt der Mann."

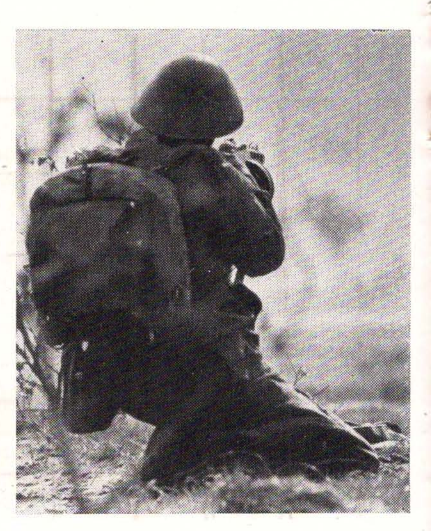
Auf dem ausgefahrenen Sandweg, rechts unter den hohen schlanken Kiefern, halten die SPW. Soldaten klettern herunter, strecken und dehnen sich. Die Gesichter sind gezeichnet, schmutzverkrustet. Langsam rieselt der Regen. Es ist ungemütlich, recht kühl. Die Essenholer machen sich auf den Weg. Melder hasten zwischen den Fahrzeugen hin und her. Und während die Soldaten bald kauend auf ihren Fahrzeugen hocken, gibt der Kommandeur des Bataillons, Major Rachow, seine Befehle. Die Augen seiner Offiziere huschen über die Karten. Die klammen Finger wollen den Stift nicht recht führen. Erste Befehle sind jetzt auch in den Kompanien zu hören. Die Soldaten empfangen die Munition. MPi-Schützen füllen ihre Trommeln. Kanoniere der Begleitbatterie packen die Kisten mit den Granaten auf die Fahrzeuge. Dann ist es soweit. Eine Leuchtkugel zischt in den wolkenverhangenen Himmel. Das Heulen der Motoren zerreißt den stillen Morgen. Die SPW der Spitzenkompanie rollen. Die Fahrer drücken auf das Gaspedal, starren auf den zerfahrenen Waldpfad. Die MG-Schützen auf den SPW stehen hinter ihren Waffen. Die Infanteristen hocken eng aneinander zwischen den stählernen Wänden. Links und rechts nur Kiefern und Sand. Ab und zu huscht ein Gehöft vorbei. Plötzlich knattern Maschinengewehre. Die Geschosse schwirren über die Kiefernkuscheln. Der Spitzenzug hat Berührung mit dem „Gegner", der zur Verteidigung übergegangen ist. Die MG-Schützen auf den SPW zielen, drücken ab. Unterdessen schieben sich an der linken Flanke noch mehr SPW heran. Die Spitzenkompanie kämpft und gewährleistet, daß sich das mot. Schützenbataillon voll entfalten kann. Dann rauscht es über den Köpfen der Schützen. In den Stellungen der Haubitzen haben die Kanoniere abgefeuert. An dem Hang der Höhe, dort, wo der „Gegner" seine Granatwerferstellungen hat, steigen dunkle Staub- und Rauchpilze gen Himmel. Dann folgt der Knall der Einschläge. Auch die Bedienungen der Fla-MG und der rückstoßfreien Geschütze richten ihre Rohre. Hell hängt das Mündungsfeuer vor den Rohren der Fla-MG, graue Schwaden umhüllen die Kanoniere der Begleitbatterie. Pulvergeschwängert ist die Luft. Die Infanteristen machen sich fertig zum Sturm. Dumpf dröhnen die Motore hinter dem Wäldchen. Das rasseln der Ketten schwillt an. Die eigenen Panzer rollen durch eine Senke und schieben sich, immer aus



Die Spitzenkompanie fährt die Straße entlang. Links und rechts des Weges nur Bäume, sonst nichts. Noch ist vom „Gegner" keine Spur zu sehen. Doch alle Schützen auf den SPW sind einsatzbereit. Es heißt höllisch aufpassen.



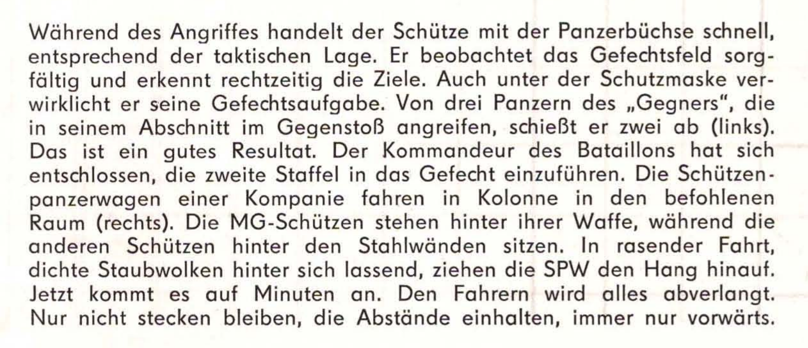
Jetzt gilt es. Nur ruhig Blut. Den zweckmäßigsten Platz zum Schießen habe ich. Also Haltepunkt und Visier richtig wählen und durchkrümmen.



Der Angriff ist in vollem Gange. Das Ziel ist erkannt. Ganz gleich, ob liegend, kniend, stehend oder aus der Bewegung. Nur feuern.



Die „gegnerische" Infanterie geht zurück. Der MG-Schütze auf dem SPW entschließt sich schnell. Das Gewehr vibriert. Kurze Feuerstöße bellen über die Gefechtsordnung. Von 27 Zielen kann er 18 bekämpfen.



Während des Angriffes handelt der Schütze mit der Panzerbüchse schnell, entsprechend der taktischen Lage. Er beobachtet das Gefechtsfeld sorgfältig und erkennt rechtzeitig die Ziele. Auch unter der Schutzmaske verwirklicht er seine Gefechtsaufgabe. Von drei Panzern des „Gegners", die in seinem Abschnitt im Gegenstoß angreifen, schießt er zwei ab (links). Das ist ein gutes Resultat. Der Kommandeur des Bataillons hat sich entschlossen, die zweite Staffel in das Gefecht einzuführen. Die Schützenpanzerwagen einer Kompanie fahren in Kolonne in den befohlenen Raum (rechts). Die MG-Schützen stehen hinter ihrer Waffe, während die anderen Schützen hinter den Stahlwänden sitzen. In rasender Fahrt, dichte Staubwolken hinter sich lassend, ziehen die SPW den Hang hinauf. Jetzt kommt es auf Minuten an. Den Fahrern wird alles abverlangt. Nur nicht stecken bleiben, die Abstände einhalten, immer nur vorwärts.

dem kurzen Halt feuernd, an die Höhe heran. Die Schützen springen auf. Ab und zu hört man Feuerkommandos. Die Geschosse aus den Maschinenpistolen und Karabinern zirpen. MG-Garben peitschen über den gelben Sand. Zwei Zugstützpunkte des „Gegners" sind vernichtet. Der Kommandeur entschließt sich die zweite Staffel einzuführen. Auf SPW prescht eine Kompanie heran. Jetzt folgt Schlag auf Schlag. Gegenangriff abwehren, aufsitzen. Die Artillerie hält den „Gegner" nieder und die Panzer und SPW rollen immer weiter voran. Aber bald springen die Schützen, unter dem Feuerschutz der Maschinengewehre, der Panzer und der Artillerie, wieder ab, überwinden unter der Schutzmaske einen verseuchten Raum, schießen aus ihren Handfeuerwaffen und besetzen einen weiteren „gegnerischen" Abschnitt. Ihr Atem geht keuchend, die Luft pfeift aus den Lungen, unter dem Kampfanzug läuft der Schweiß in Strömen, die Haare kleben unter dem Helm. Die SPW rollen heran, die Soldaten klettern hoch. Die Fahrzeuge formieren sich zur Kolonne, die bald am Horizont verschwindet. Nur ein dicker Staubvorhang steht über dem Kiefernwald, und die Sonne blinzelt jetzt hinter einer Wolkenbank hervor.



Blitzschnell reagiert der Geschützführer auf das neue Ziel. Sekunden entscheiden. Der Ladekanonier hat bereits die Granate im Arm. ... Ein Schuß. Feuer! Zischend verläßt die Granate das Rohr. Das hat geklappt. Der erste Schuß genügte. Die Kanoniere springen auf. Es geht weiter.



Der Angriff rollt in die Tiefe der „gegnerischen" Verteidigung. Panzer und SPW greifen zusammen an. Die Panzerschützen verstehen ihr Fach. Von 3 rückstoßfreien Geschützen des „Gegners" vernichten sie alle.





Großen Beifall gab es, als der Vorsitzende, Genosse Steiner, den Soldaten Jerschabeck, Weidler, Schulz, Meisch und dem Gefreiten Kubisch mit einer Geldprämie für ihren selbstlosen Einsatz dankte.

Unsere Reporter Ernst Gebauer (Bild) und Manfred Berghold (Text) überzeugten sich davon:

Grund zum Feiern hatten sie, die Genossenschaftsbauern aus der LPG „Neues Deutschland" in Jesendorf und die Soldaten der Kompanie Baltruschat. Schließlich bargen sie gemeinsam die Ernte im vollgenossenschaftlichen Dorf und fuhren sie verlustlos in die Scheuern und Silos. Die Soldaten scheuten keine Mühe, packten immer dort mit an, wo es not tat, und buchten 2509 Arbeitsstunden auf ihrem Konto. Manchen Tag bis 22.00 Uhr regten sich Bauern- und Soldatenhände, mühten sie sich um die reifen Früchte der Felder. Und sie verstanden sich ohne viel Worte, die Soldaten und die Bauern. Aufhocken, einfahren, dreschen, überall waren die Soldaten mit von der Partie. So manchen Genossenschaftsbauern rissen sie mit ob ihrer Arbeitsfreude und Begeisterung. Mancher Traktorist kletterte gern von der Maschine, denn der Soldat, der die nächste Schicht fuhr, verstand sein Handwerk, hatte er doch vor Monaten selbst noch hinter dem Lenkrad gesessen. Aber nicht nur auf den Äckern der LPG standen die Soldaten ihren Mann. Mit Hacke und Spaten, mit Motorsäge und LKW waren sie dabei, um neue Mehrzweckställe zu bauen. Während die einen gruben, fuhren die anderen Steine, Kies und Bauholz heran. Und wenn die Säge, das Förderband oder der Motor vom Dreschkasten nicht mehr wollte, lange dauerte es nicht, und geschickte Soldatenhände hatten den Schaden bald behoben. So wunderte es auch nicht, wenn nach getaner Arbeit die Soldaten und die Bauern mit ihren Familien in den Stuben vor den Fernsehschirmen saßen oder bei einer Flasche Bier gemütlich plauschten. So hatten es sich die Genossenschaftsbauern auch nicht nehmen lassen, ihre Soldaten zum Erntefest zu laden, ihre Soldaten mit Dank und Anerkennungen zu ehren, mit ihren Soldaten gemeinsam den Sieg auf den Feldern der Genossenschaft zu feiern, mit ihren Soldaten Stunden der Freude und des Frohsinns zu verbringen. Und die Soldaten dankten auf ihre Art. Sie legten neue Arbeitstaten unter die Erntekrone, und sechs aus ihrer Kompanie werden im November, nachdem sie in Ehren die Volksarmee verlassen, die Genossenschaften stärken.



Natürlich hatte man sich vieles zu erzählen. Und der bejahrte Arbeitsgruppenleiter aus der Feldbaubrigade neben dem jungen Kraftfahrer, das sind alte Bekannte. Auf dem Druschplatz der Genossenschaft hatten sich beide ordentlich ins Zeug gelegt. Ein Grund, um das Glas auf die Freundschaft zu leeren.

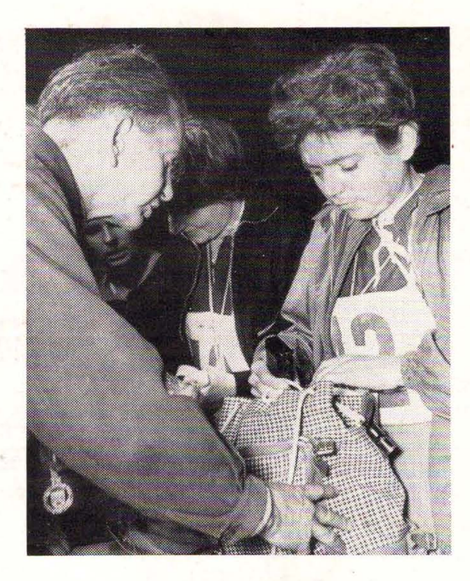


Und ob das rutschte! Erst die Nudelsuppe, dann die Schweinekeulen mit Rotkohl und Salzkartoffeln. Guten Hunger hatten die Genossenschaftsbauern und die Soldaten mitgebracht, die in bunter Reihe saßen. Auch das Bier, der Korn und der Wein blieben nicht stehen, weil doch die Genossenschaft tief in die Kasse gegriffen und so jeder sein Scherflein abbekommen hatte.

Ihre Rechnung ging auf

Schon 24 Stunden später zeigten die Soldaten, daß ihren Worten die Taten folgen. Auf dem Brigadestützpunkt I waren sie dabei: der Soldat Mattiza, ein Kalkfacharbeiter, der Soldat Walter, ein Genossenschaftsbauer, der Soldat Rahn, ein Facharbeiter für Acker- und Pflanzenbau. Sie fühlen sich auf dem Traktor wie zu Hause. Nachdem sie ihre Traktoren aufgetankt und abgeschmiert hatten, ging's hinein in die Kartoffeln.

109 Mannschaften beteiligten sich an dem Wettkampf. An den Start ging auch eine Mannschaft der ASG Halle. Wachtmeister Wage und Gefreiter Höhne bewiesen, daß sie eine ernste Konkurrenz für die übrigen Wettkämpfer bedeuteten. Nach der Nachtetappe lagen sie auf Platz 3. Doch am Tage verloren sie auf der letzten Strecke den Zettel mit den Marschzahlen und fanden dadurch zwei Kontrollpunkte nicht. Ohne Zeitabzug von 120 Minuten wären sie 3. Meister geworden, durch dieses Mißgeschick aber kamen sie auf den 9. Platz.



Auch der Inhalt des Rucksackes der vierfachen Deutschen Meisterin wurde am Start kontrolliert. Neben Unterwäsche, Verbandpäckchen, Turnschuhen, Signalpfeife und Stempelkissen führen die Wettkämpfer auch ihre Verpflegung mit.



Die Markierungen der Kontrollpunkte am Tage waren aus 15 bis 30 m zu sehen, nachts verhüllte sie die Dunkelheit. Nur Mannschaften, die die Marschroute genau einhielten, konnten den dort hängenden Stempel in die Kontrollkarten drücken.



Starker Regen zu Beginn der Tagesetappe erschwerte die Orientierung ganz beträchtlich. Auf der Karte eingezeichnete Bäche schwollen an und teilten sich. Um die Wasserläufe zu unterscheiden, waren oft zusätzliche Wege notwendig.

2 kämpften für 90000

EIN BILDBERICHT VON HAUPTMANN E. GEBAUER



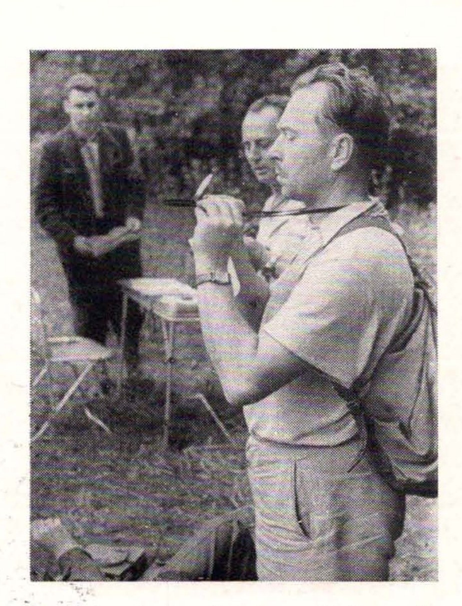
Nacht liegt über dem Ludenkopf. Regenwolken, die über den Südharz ziehen, hüllen ihn in ihr feuchtes Kleid. Ermuntert von dem stärker einsetzenden Regen, springt das Bächlein schneller als sonst ins Tal. Jäh wird sein Murmeln unterbrochen. Aus dem Unterholz springen zwei Gestalten. Eine Taschenlampe leuchtet auf. In ihrem Lichtkegel wird eine rote Flagge mit weißen Querbalken sichtbar, das Zeichen für einen Kontrollpunkt. Während der eine der beiden die Kontrollkarte der Mannschaft mit dem begehrten Stempel versieht, wirft sein Kamerad einen Blick auf die Marschkarte, sucht den Weg zum nächsten Punkt. Schon geht die Jagd weiter. Der Dunkelheit und Nässe trotzend, eilen die Zweiermannschaften des Deutschen Bergsteiger- und Wandererverbandes von Kontrollpunkt zu Kontrollpunkt, um die Besten im Orientierungslauf, die Deutschen Meister 1960, zu ermitteln. Die Umgebung des idyllischen Harzstädtchens Stolberg war der Ort der in zwei Etappen unterteilten Wettkämpfe und bot alles, was das echte Touristenherz erfreut. Hatten die Sportler in der Nacht nach 10 Planzeigerwerten (Männer) die Kontrollpunkte und das Ziel zu finden, so teilte sich die Tagetappe in vier verschiedene Strecken. Mit Marschzahlen, Hoch- und Rechtswerten wurde die Aufgabe für die erste Marschroute gegeben. Danach erhielten die Wettkämpfer eine Karte mit eingezeichneten Kontrollpunkten. Sie übertrugen diese in ihre Karten und liefen sie an. Nach einer Wegeskizze, die sie selbst nach der Karte anfertigten, überwanden sie den dritten Abschnitt der Etappe. Das letzte Stück liefen sie nach Marschzahlen. Die Länge der gesamten Strecke betrug 12 km (Männer). Aber am Schluß hatten die Wettkämpfer etwa 17 bis 19 km in den Beinen, weil sie einige Hindernisse „umschiffen" mußten. Und viermal hatten die Sportler eine Steigung von annähernd 100 m zu überwinden. Das war ein Wettkampf, der Mut, Ausdauer und Findigkeit vom Aktiven forderte und obendrein seinen Orientierungssinn im Gelände schulte. Unverständlich, daß nur eine ASG (Halle) unserer Sportvereinigung mit zwei Genossen an den Start ging. Berechtigt deshalb das Kopfschütteln der Verbandsfunktionäre. Sie verstehen nicht, wie ein auf die Entwicklung militanter Fähigkeiten aufgebauter Wettkampf von der Armee keine Beachtung findet. Auch wir klopften schon zweimal an die Tore der Sportvereinigung (AR 7 und 8/60), um zu erfahren, wie man diesem Sport in der Armee Massenbasis verschaffen will. Auch die Antwort des nach Stolberg entsandten Beobachters kann uns nicht trösten; denn die von ihm genannten Instrukteure aus den ASG, die diesen Sport betreiben, wird man lange suchen können, um sie in andere ASG zu entsenden; denn es gibt in der Armee nur eine ASG, in der dieser Sport aktiv betrieben wird. Die Kommandeure und Sportfunktionäre sollten sich endlich Gedanken machen, wie man die Genossen für diesen Sport begeistern kann. Hier können alle aktiv sein, und nicht wie beim Fußball, ohne diesen zu diskriminieren, nur elf Mann in der Kompanie. Dann wird auch die Armeesportvereinigung bald starke Mannschaften zu den Deutschen Meisterschaften im Orientierungslauf entsenden können!

Wer sich kräftig fühlte, lief Luftlinie mitten durch Unterholz, über Steilhänge, durch Schluchten und sparte dadurch Zeit (oben rechts). Auffallend war die starke Beteiligung der Frauen und Mädchen. Sollten nicht unsere Soldaten diesem Beispiel bei späteren Wettkämpfen nacheifern? Ich glaube, das gilt es zu beweisen (rechts).



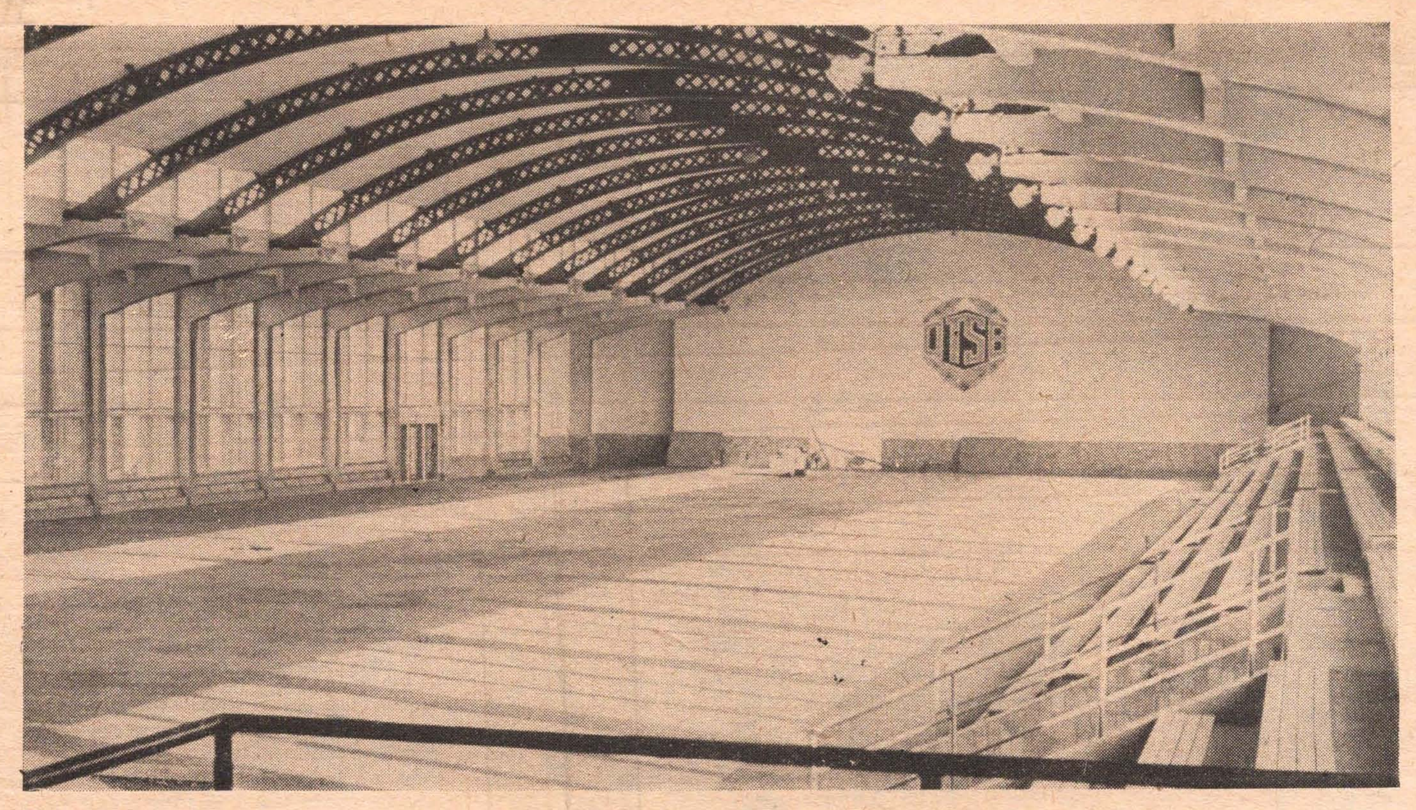


Laufen nach einer selbstangefertigten Wegeskizze in diesem ausgeprägten Forstwirtschaftsgebiet war eine Schwierigkeit besonderer Art. Wege, in die Karte vor Jahren aufgenommen, waren oft verschwunden oder neu angelegt.



Für die letzte Strecke erhielten die Wettkämpfer an der Station III Marschrichtungszahlen. Noch einmal ging es querfeldein durch unwegsames Gelände, über einen Bach, sumpfige Wiesen und zum Schluß in die Ortschaft zum Ziel.





Sporthalle „Aktivist“ in Senftenberg

1. SKDA-Meisterschaften im Geräteturnen

Kumpel erleben Armeeturner

Olympioniken im Senftenberger Braunkohlenrevier

Zunächst ist festzustellen: Beim olympischen Turnturnier in der leinwandüberdachten „Halle“ der römischen Thermen des Caracalla wurde mit Tausendstel Punkten gerechnet. „Wo bleibt die Zehn?“ fragten sich nicht nur Fachleute, als der absolute Meister an den Ringen, Albert Asarjan, der sowjetische Olympiasieger von Melbourne, seine noch immer unübertroffenen Kraftleistungen gezeigt hatte. Nur auf 19,725 Punkte kam er — die höchste diesjährige Olympiawertung im Endkampf — und übertraf damit seine Leistung von 1956 um 0,375 Punkte.
Deshalb ist festzustellen: Die Übungen der Spitzenturner sind schwieriger geworden. In Rom dominierte im antiken Gemäuer die modernste Turnkunst. Nicht nur die japanischen Asse zeigten neue Elemente z. B. in der Reckkür, auch die sowjetischen Turner bewiesen mit außerordentlich schwierigen Abgängen, daß ein doppelter Salto mit sicherem Stand eines Tages kaum mehr Aufsehen erregen könnte. Diese Linie gilt auch für das Bodenturnen, für die Barrenübungen, besonders für das Seitpferd und an den Ringen. Nur im Pferdsprung geht es noch etwas konventionell zu.

Weiter ist festzustellen: Hinter den mehr als zehn Punkte vorausliegenden japanischen und sowjetischen Riegen plazierte sich ein Feld, das unübersehbar vorwärtsdrängt. Noch konnten die italienischen Turner, begünstigt auf heimatlichem Boden, die starken tschechoslowakischen Gymnasten auf den vierten Platz verdrängen — nicht nur beim olympischen Boxturnier gab es durch subjektive Kampfrichterentscheidungen anfechtbare Urteile — noch konnten sich die US-Amerikaner vor Finnland und die gemeinsame deutsche Mannschaft — im wesentlichen repräsentiert durch die Aktiven der Deutschen Demokratischen Republik — schieben, was wir nicht polemisch meinen, sondern nach den gezeigten Leistungen beurteilen.

Für uns erhebt sich die Frage, welchen Anteil an den Erfolgen die Turner haben, die das Ehrenkleid der sozialistischen Armeen tragen.

Da ist zuerst Nikolai Miligulo zu nennen, der 24jährige Angehörige der Sowjetarmee aus der Belorussischen Sozialistischen Sowjetrepublik, der als Allunionschampion der UdSSR am Barren einen hervorragenden 13. Platz in der

Unserem „Silbernen“ Hans gratulierte Karin im Namen der Armeepresse zum Vaterländischen Verdienstorden in Silber und zum Titel „Verdienter Meister des Sports“. Foto: Weiß



Günther Nachtigall, DDR



olympischen Nervenschlacht im antiken Thermalbad belegte.

Ihm folgt auf dem 17. Rang im Feld der 130 olympischen Teilnehmer der Meister des Sports Waleri Kerdemelidi, Angehöriger der Moskauer Garnison, mit 22 Jahren Zweiter der sowjetischen Meisterschaft, der sich seine Sporen bei vielen internationalen Wettkämpfen verdient hat.

Sie beide werden ganz sicher dabeisein, wenn am 18. November 1960 die ersten Meisterschaften im Geräteturnen des Sportkomitees der befreundeten Armeen des sozialistischen Lagers (SKDA) in der neuen Sporthalle „Aktivist" in Senftenberg, dem industriellen Schwerpunkt des Siebenjahrplanes der Deutschen Demokratischen Republik, eröffnet werden.

Noch gibt es keine namentlichen Meldungen zu diesem Wettbewerb, der die Fortsetzung des Turnwettkampfes der I. Sommerspartakiade der befreundeten sozialistischen Armeen in den Septembertagen des Jahres 1958 in Leipzig darstellt. Wir wissen noch nicht, ob der Oberleutnant der Sowjetarmee Pawel Stolbow, der in Leipzig zweimal mit einem doppelten „Steinemann" an den Ringen eine vielbejubelte Zehn erzielte, seinen Titel als bester Turner der sozialistischen Armeen verteidigen wird.

Aber wir wissen sicher, daß auch die tschechoslowakischen Armeeturner ihren zweiten Platz, den sie 1958 in der Leipziger Messehalle errungen haben, mit exzellenten Leistungen verteidigen werden.

Hauptmann Ferdinand Daniš, Vierter der Europameisterschaften, Zwölfter der Moskauer Weltmeisterschaften und mit 112,10 Punkten Fünfzehnter im Klassefeld der römischen Olympiade, wird alles daransetzen, den guten Platz der CSSR-Armeeturner in Senftenberg zu halten.

Eine weitere Stütze der tschechoslowakischen Armeemannschaft ist Oberleutnant Jaroslav Bim, der — schon in Leipzig dabei — in Rom auf den 23. Platz gelangte.

Noch nicht groß hervorgetreten, aber beständig, wird sich ihnen Ladislav Pazdera hinzugesellen.

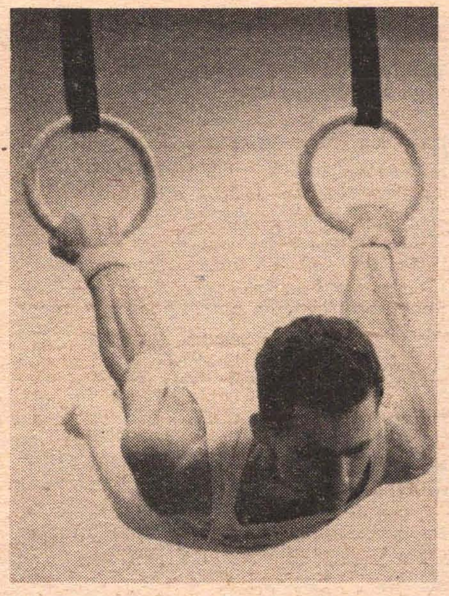
Aus der Ungarischen Volksrepublik werden die Olympiateilnehmer Csanyi und Keszthelyi kommen, während aus der Volksrepublik Polen der Dritte der Landesmeisterschaften, der 26jährige Andrzej Konopka von Legia Warszawa, den Kreis der Olympiateilnehmer vervollständigt.

Möglich, daß aus dem aufstrebenden Bulgarien Prodanow und Christow, Olympiateilnehmer, die schon in Leipzig dabei waren, in Senftenberg „mitmischen" werden.

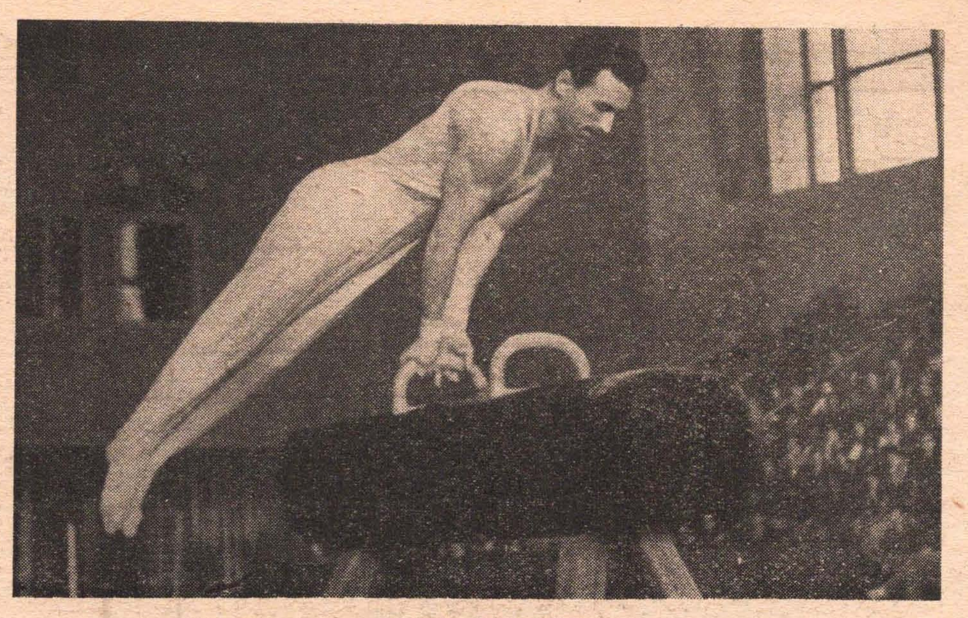
Werden es unsere Turner der Nationalen Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik schaffen, den in der Leipziger Messehalle erkämpften dritten Platz in diesem Klassefeld zu halten? Leutnant Wolfgang Gipser trug damals mit seinem Sieg im Pferdsprung nicht unwesentlich dazu bei. Er ist wieder dabei, wie auch der viertbeste deutsche Turner der römischen Olympischen Spiele, Hauptmann Günter Nachtigall, und Werner Drescher, der Deutsche Meister im Pferdsprung.

Müller und Karstedt vervollständigen das deutsche Aufgebot, in dem auch den Nachwuchsturnern Weber, Dölling, Siebert, Schmidt und Hoffmann Chancen eingeräumt werden.

◀ **Nikolaj Miligatow, UdSSR**



Ferdinand Danis, CSSR



Jaroslav Bim, CSSR

Nach dem traditionellen Kurt-Rödel-Gedächtnisturnen in Greiz am Tag der Republik und dem internationalen Berliner Kunstturnen Anfang November werden wir endgültig Klarheit über die Aufstellung der Mannschaft unserer Nationalen Volksarmee besitzen.

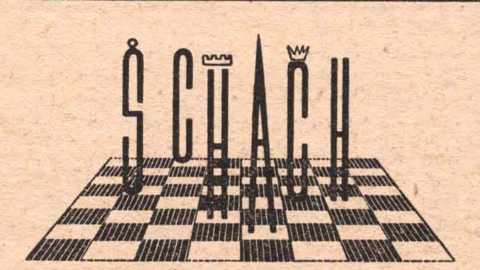
Sieben Aktive kann die Riege umfassen, die sich am 18. November erstmalig einem internationalen Kampfgericht unter internationalen Wettkampfbestimmungen stellt. Fünf davon werden gewertet, zuerst in der Mannschaft des Kür-Sechskampfes, dann turnen anschließend die sechs Besten an den einzelnen Geräten.

Nicht ohne Grund werden diese von der Armeesportvereinigung Vorwärts ausgerichteten, ihr im September 1959 in Peking übertragenen ersten Meisterschaften des Sportkomitees der befreundeten Armeen der sozialistischen Länder, in einem industriellen Schwerpunkt unserer Republik ausgetragen. Die Kumpels des Braunkohlenreviers Senftenberg haben es durch überragende Produktionsleistungen verdient, daß sie die Interpreten der Weltklasse des modernen Turnens im Kampf um die Medaillen sehen.

Bis jetzt haben neben unseren Vertretern die Mannschaften der Sowjetunion, der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik, Volkspolens, Bulgariens, Ungarns und der Volksrepublik China (welche Überraschungen kann es bei ihren entwicklungsfähigen Turnern geben!) gemeldet. Die Nominierungen Rumäniens, Albaniens und der Volksrepublik Korea liegen ebenfalls vor.

Inzwischen wird unsere Mannschaft gemeinsam mit der Bevölkerung im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks die noch sehr im argen liegende Umgebung der Sporthalle „Aktivist" in Ordnung bringen.

Wenn dann am 16. November die internationalen Gäste anreisen werden, wird ihnen eine herzliche Aufnahme in unserer Republik gewiß sein — wie in den Septembertagen des Jahres 1958, als die ersten Bande zwischen der Bevölkerung unseres Staates und den Repräsentanten der befreundeten Armeen geknüpft wurden — getreu der Losung: „Für die weitere Festigung der Waffenbrüderschaft der Armeen des sozialistischen Lagers zur Verteidigung des Friedens!" —kulbe—



Eine unterhaltsame Schachpartie

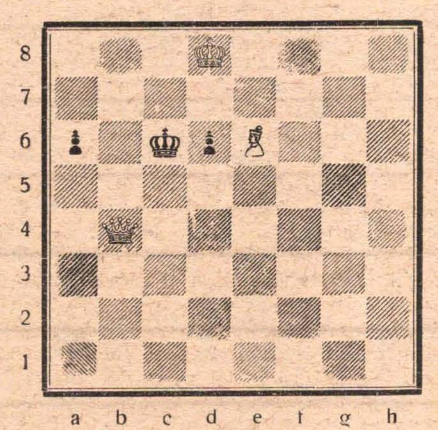
Einer großen Beliebtheit unter den Schachfreunden erfreuen sich die sogenannten Blitzpartien. Hierbei müssen in Abständen von nur fünf Sekunden die Züge gemacht werden. In diesem Zeitabstand wird das Kommando Weiß — — — — — Schwarz und so fort, bis zur Beendigung der letzten Partie angesagt. Wer nicht unmittelbar nach dem Kommando seinen Zug ausführt, wird verwarnt und im Wiederholungsfalle wird ihm die Partie als verloren angerechnet. In manchen Schachsektionen stehen hierfür Blitzturnieruhren zur Verfügung. In diesem Falle wird auf ein Klingelzeichen gezogen. Wenn genügend Schachuhren zur Verfügung stehen, empfiehlt es sich, die Schnellpartien mit 5 Minuten Bedenkzeit für jeden Partner austragen zu lassen. Über den praktischen Wert der Schnellpartien sind die Meinungen geteilt. Wir halten das Blitzspiel unter erfahrenen und routinierten Spielern für ein gutes Training, aber ungeübte Spieler sollten sich damit noch nicht abgeben. Sie werden durch die ungewöhnlich schnelle Zugpflicht nur nervös gemacht, und es kommt unter ihnen nichts Vernünftiges dabei heraus. Die folgende 5-Minuten-Schnellpartie zeigt, daß die Meister auch in diesem Tempo Beachtliches zu leisten vermögen.

Caro-Kann Verteidigung

Weiß: Br. Ullrich **Schwarz: J. Eising**

1. e4 c6 2. d4 d5 3. Sc3 de4: 4. Se4: Sd7 5. Sf3 Sgf6 6. Sg3 (Damit geht Weiß der drohenden Vereinfachung des Spiels durch den Abtausch der Springer aus dem Wege.) **6. . . . g6 7. Lc4 Lg7 8. Lf7:+!?** (Die Korrektheit des Opfers ist zweifelhaft, aber in einer Blitzpartie bietet es große Chancen.) **8. . . . Kf7: 9. Sg5+ Kg8 10. c3 Sf8 11. 0-0 h6 12. Sf3 Le6 13. Se5 Kh7** (Schwarz scheint jetzt sicher zu stehen, aber der Schein trügt.) **14. f4 Sf8d7 15. Sg6:! Kg6: 16. f5+ Lf5: 17. Sf5: Sb6 18. Dd3 Kf7 19. Lf4 Dd5 20. Tael Tae8 21. Te5 Dc4** (Dieser Zug wird von Weiß sehr hübsch widerlegt.) **22. Te7:+! Kf8** (Natürlich nicht 22. . . . Te7:? wegen 23. Sd6+ nebst 24. Sc4:) **23. Te8:+ Se8: 24. Ld6+! Kf7** (Erzwungen.) **25. Sg7:+!** (Mit 25. Se3+ konnte Weiß die Dame kassieren, doch ist der Textzug, der das Matt erzwingt, noch stärker.) **25. . . . Sf6** (Falls 25. . . . Kg7:? so gewinnt 26. Le5+ usw.) **26. Tf6:+! Kf6: 27. Df5+ Kg7: 28. Le5+ Kg8 29. Dg6+ Kf8 30. Ld6 matt**

Unsere Schachaufgabe



Matt in drei Zügen

Zur Darstellung einer Problemidee verfügt der Komponist über zwei Hilfsmittel: Drohung und Zugzwang. Die obige Aufgabe illustriert den Zugzwang. Von P. F. Johner.

Stellungsbild Weiß: Kd8, Db4, Le6 (drei Steine).

Schwarz: Kc6, Ba6, d6 (drei Steine).

Auflösung der Schachaufgabe aus Heft 10

Weiß: Kal, De4, Ta5; Schwarz: Kc8, Bc7, c6, d6. Von W. A. Shinkman. Matt in zwei Zügen. 1. Tb5!, droht 2. De8 matt, falls 1. . . . bc5: 2. Da8 matt, oder 1. . . . Kd8 2. Tb8 matt.



Es liegt wohl in der Zweckbestimmung eines Bildbandes, daß sich der Leser zunächst einmal durch die — in diesem Fall einhundertzweiundneunzig — Seiten feinsten holzfreien Papiers wühlt, um hier mit vielem „Aah!" und „Ooh!" die großflächigen, brillanten Fotos zu bestaunen und zu bewundern. Hat er das getan und sich sattgesehen an den meisterhaften Produkten namhafter Bildreporter, so wendet er seine Aufmerksamkeit dem zierlichen Caslon-Kursiv-Text zu. Und er wird nicht enttäuscht. Der Text hält, was die Bilder (und der Preis von 17,50 DM) versprechen. Klaus Ullrich, der in jedem Satz fesselnd und interessant zu schreiben verstehende Autor, den Sportenthusiasten aus den Spalten des ND bekannt, schildert etwas, an dem wir alle bewegten Herzens teilhatten. Es beginnt mit der „Nacht nach dem Waterloo", mit der Rückkehr unserer Skispringer von ihrem Weltmeisterschaftsdebüt in Falun, als man die Köpfe hängenließ, um sie sich dann in erregten Diskussionen wieder heiß zu reden, und in denen zugleich ein Plan entstand. Jawohl, ein Plan — ein Programm, auf dessen Boden später Helmut Recknagel Olympiasieger und Weltmeister, Holmenkollenstern und kühner Flugschanzenbezwinger wurde, auf dem unsere einstmals verlachten Sprungläufer zu jenen Männern der Weltspitze im Skispringen wurden, als die sie heute von allen anerkannt werden. „Sprung nach vorn", so heißt diese dramatisch-historische und dennoch brennend aktuelle Reportage in Bild und Wort. Und es ist eines der besten, gelungensten, erregendsten Bücher, die bislang die Expedition des Berliner Sportverlages verlassen haben. Deshalb, weil der Weg, der Kampf unserer Springergarde auch unser aller Weg ist, unser aller „Sprung nach vorn".

Jedoch, man kann diesen Titel auch noch weiter spannen. In ihm läßt sich so ziemlich alles zusammenfassen, was in diesem Jahr aus dem Sportverlag an neuer Literatur gekommen ist. Auch hier ist der „Sprung nach vorn" allgemein.

Ein Wort aber noch zur Belletristik, jenem Sorgenkind auf dem Gebiete der Sportliteratur, das in den letzten Jahren nicht selten Anlaß zu kritischen Betrachtungen gab. Wohl ist manches besser geworden, dennoch bleibt die Sorge nach wie vor. Darüber kann auch Fritz Rudolph mit seinem sehr schwülstig geschriebenen „Gipfel ohne Götter" nicht hinwegtäuschen. Dickes Pathos und himmelhohe Geschwollenheit entsprechen weder unseren Vorstellungen von guter Literatur, noch — in diesem konkreten Fall — dem Charakter und der Idee des Sports. Allerdings, das muß wohl in diesem Zusammenhang erwähnt werden, läßt auch Klaus Ullrichs Täve-Buch „Unser Weltmeister" literarisch vieles vermissen. Es ist eine gute, ja sogar sehr gute journalistische Arbeit, weitaus besser in seiner Linienführung, seiner sprachlichen Gestaltung und seiner Aussagekraft als das zusammengeschusterte Buch gleicher Thematik von Adi Klimanschewsky. Die Sportliteratur, von deren Nichtvorhandensein wir so oft sprechen, ist es jedoch wie gesagt auch nicht — trotz einer erweiterten Auflage, die in diesen Tagen herauskommt, und trotz recht erklecklicher Auflageziffern. So bleiben als einziges echtes Plus in dieser Branche die sehr schönen, wenn auch etwas teuren Bildbände. Der Ordnung halber seien dazu noch genannt „Squaw Valley — VIII. Olympische Winterspiele" und „Der Sport in der Deutschen Demokratischen Republik". Und sicher läßt auch das Standardwerk über die Spiele in Rom wieder einiges erwarten.

Aber wir sprachen vom „Sprung nach vorn". Was die Sportliteratur betrifft, so wird er am offensichtlichsten bei den Fachbüchern. Erfreulich vor allem, daß sich das Sortiment erweitert hat. Volleyball, bei uns zum echten Massensport geworden, ist nunmehr auch vertreten. A. N. Einhorn gibt brauchbare und populär gehaltene „Ratschläge eines Volleyballtrainers", die sicherlich für viele Mannschaften der Nationalen Volksarmee von erheblichem Nutzen sind. Der gute Rat ist keineswegs teuer — 5,90 DM für die in Halbleinen gebundene 206seitige Ausgabe.

Als rettende Hilfe kommt ohne Zweifel das sehr anschauliche Buch „Rettungsschwimmen" von Werner Schnurpel und Günther Stahn. „Den ängstlichen Nichtschwimmern soll es beweisen, daß das Wasser gar nicht so ein unsicheres Element ist, wenn man sich darin zu bewegen weiß. Den Schwimmern soll es Hinweise zur Qualifizierung geben, damit sie durch größeres Sicherheitsgefühl im Wasser mehr Freude am Schwimmen haben." Mit diesen Worten umreißen die Verfasser die Absicht ihres Werkes, das ausdrücklich auch für die Angehörigen der Nationalen Volksarmee bestimmt ist. Für 5,80 DM (303 Seiten mit 380 Abbildungen) ist es außerordentlich preiswert und wird allen Sportgruppen helfen, das leidige Problem der Schwimmausbildung besser zu meistern. Was wäre diese Aufzählung, wenn in ihr „König Fußball" fehlte. So ist auch daran gedacht. Und nur böse Zungen behaupten, daß Fritz Belgers „Schülerfußball" (Halbleinen, 304 Seiten, 5,20 DM) das neue Lehrbuch für unsere Nationalmannschaft sei. In den Armeesportgemeinschaften wird es gewiß viele Freunde unter den Übungsleitern und Betreuern der Kinder- wie Jugendmannschaften finden. Allen, aber wirklich allen Sonntagnachmittag-Fußball-Zuschauern sei der „Elfmeter" von Schlegel/Schanko empfohlen. Für nur eine Mark werden hier all jene „Streitfälle" geklärt, erläutert und an den Regeln nachgewiesen, die auf dem Fußballplatz so oft und so hartnäckig die Gemüter erhitzen.

Eine jener Sportarten, die eigentlich noch nie schlecht mit entsprechender Fachliteratur bedacht worden sind, ist das Turnen. In letzter Zeit haben sich den vorhandenen Arbeiten einige neue, nicht uninteressante hinzugesellt. An der Spitze steht ohne jeden Zweifel Friedrich Ludwig Jahns klassisches Werk „Die deutsche Turnkunst" (Ganzleinen, 280 Seiten, 15,— DM). Es ist mehr als nur ein Lehrbuch von zeitbedingtem, vielleicht historischem Wert, weil es uns auch heute noch anspricht, unseren Stolz auf die nationale Tradition der deutschen Körperkultur weckt. Was Friedrich Ludwig Jahn einst zu seiner Zeit vergeblich forderte, das ist heute bei uns lebendige und strahlende Wirklichkeit. Und so gehört dieses klassische Werk deutscher Turnkunst auf einen Ehrenplatz unseres Bücherschrankes.

Zu den weiteren Neuerscheinungen der Sportart Turnen gehören außerdem: „Modernes Turntraining" von M. Ukran, eine Übersetzung aus dem Russischen (Halbleinen, 234 Seiten, 5,20 DM); „Übungen an der Turnbank" von O. Banatan (broschiert, 99 Seiten, 2,90 DM); „Hindernisturnen" von H. Seifert und R. Fischer in der „Kleinen Bücherei für den Übungsleiter und Sportlehrer" (Band 5, broschiert, 71 Seiten, 1,80 DM). Ferner sind erschienen: „Die Grundausbildung im Schwimmen und das volkstümliche Wasserspringen" (2,20 DM), „Lehrbuch der Endspiele" (Band II — 8,90 DM), „Affenzahn bleibt in der Mannschaft" (4,60 DM), „Abc des Übungsleiters für den Massensport" (2,—DM) und „Mittelstrecken- und Hindernislauf" (6,90 DM).

Bestechend die einfache und klare Darlegung

OBERSTLEUTNANT SEIDLER schrieb uns zu dem Buch

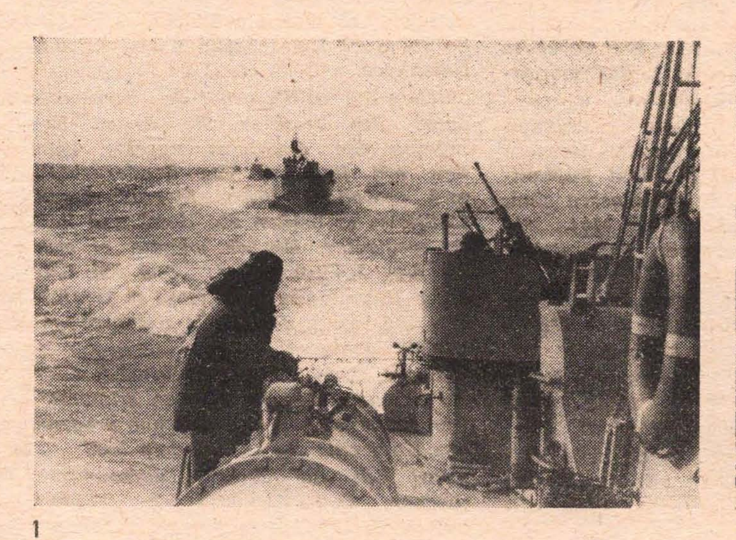
M. Skoworodkin,
Die Taktik als Bestandteil der Kriegskunst

(128 Seiten, Halbleinen, 3,40 DM)

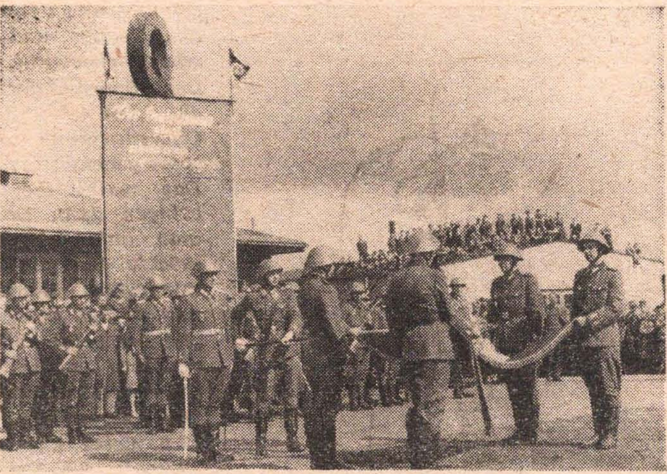
Skoworodkin untersucht wissenschaftlich Inhalt und Gegenstand der Taktik, ihre Aufgaben, Klassifizierung und wissenschaftliche Methode, er verfolgt den Zusammenhang zwischen der Taktik und anderen militärwissenschaftlichen Disziplinen und legt den Einfluß dar, den die Bewaffnung der Armee auf die Taktik ausübt.
Interessant sind Skoworodkins Auffassungen von der Taktik als Bestandteil der Theorie der marxistisch-leninistischen Kriegskunst. Er zeigt auf, welche Rolle die Faktoren: die organisatorischen Fähigkeiten der Kommandeure, der Stand der Ausbildung der Truppen, die Kampfbereitschaft der Soldaten und Offiziere und viele andere im modernen Gefecht spielen. Skoworodkin sah seine Aufgabe darin, die grundlegenden Leitsätze zu entwickeln, an Hand derer man sich eine Vorstellung von der Taktik als wissenschaftliche Theorie machen kann. Er behandelt das Thema vom historischen Standpunkt aus, wobei die Erfahrungen aus der Entwicklung der Kriege bis zum heutigen Zeitpunkt berücksichtigt sind.
Skoworodkins Untersuchungen werden besonders unseren Offiziersschülern und Offizieren helfen, die Bedeutung der militärwissenschaftlichen Disziplinen zu verstehen.
Durch seine einfache und klare Darlegung der Bedeutung der Taktik, des Inhalts des Gefechts, des Manövers u. a. vermittelt er dem Leser wertvolle Erfahrungen sowie die Erkenntnis vom wissenschaftlichen Charakter der Taktik als Bestandteil der Kriegskunst.

DAS foto FÜR SIE

Bedingungen siehe Heft 1 u. 4



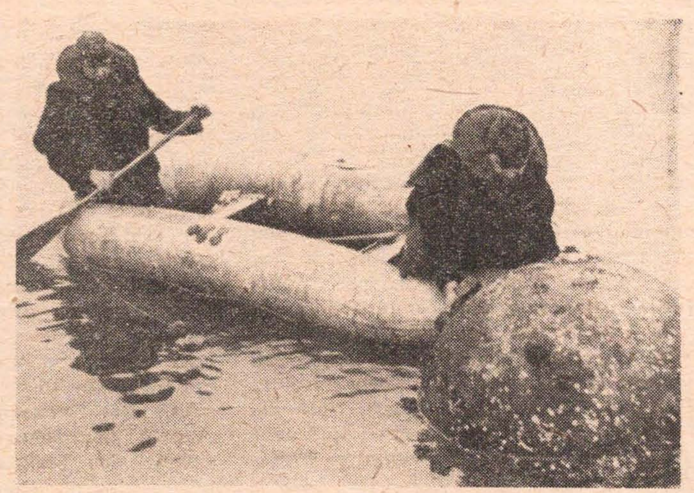
1



3



2



4

Bestellungen für „Das Foto für Sie" können nur bis zum Letzten des Erscheinungsmonats des betreffenden Heftes der „Armee-Rundschau" (Datum des Poststempels) berücksichtigt werden. Bitte geben Sie Ihre Bestellung rechtzeitig auf.

Adresse und Absender bitte in Blockschrift schreiben!

11/60	Bild 1	Bild 3
	Bild 2	Bild 4

Man müßte Fußball spielen können

In Abwandelung eines alten Schlagers in moderne (sportliche) Noten gesetzt von Manfred Walther

„Einheit Bügner vor — noch ein Tooooor!", rollte der Schlachtruf über das Feld. 876 Zuschauer tobten, stampften, drückten sich gegenseitig die Hüte ein und schnitten einander die Krawatten ab. Der erste Platz in der Kreisklasse war in Gefahr! Die Mannschaft der Kreisstadt war auf das äußerste bedroht durch die von der Einheit Bügner. So waren auch am Spielfeldrand die prominentesten Vertreter beider Teams aufgeboten. Der



Ratsvorsitzende des Kreises und der Bürgermeister des Kreisstädtchens auf der einen Seite, die Einheitsleitung mit Oberstleutnant Bügner auf der anderen. Der Leiter des Volkspolizei-Kreisamtes nahm eine Zwitterstellung ein. Als Abgeordneter des Stadtparlaments der Kreisstadt war er für den Sieg der Kreisstädtischen, aber da er an diesem Tage Uniform trug, mußte er — wohl oder übel — besonders für die Volksarmee applaudieren.

Die zweite Halbzeit war schon zu einem Drittel gespielt. Noch stand es 3:2 für die Stadtmannschaft, aber die Angriffe der Soldaten rollten nunmehr Schlag auf Schlag. Stützen der Mannschaft waren zweifellos der Läufer, Gefreiter Arno Umlauf, und der Mittelstürmer, Soldat Edgar Windig, der Einfachheit halber Ede genannt. Schon war Arno wieder am Ball, stoppte, umspielte, lief nach vorn und gab mit geübtem Hackentrick an Ede ab. Ede nahm das Leder aus der Luft an und schoß unhaltbar aus der kurzen Ecke in das Netz. 3:3 — Ausgleich!

Oberstleutnant Bügner bot Zigaretten an, sprach Worte der Anerkennung zu dem Sportoffizier an seiner Rechten und schlug dem Kompaniechef, Hauptmann Otto, der links von ihm stand, kameradschaftlich auf die Schulter: „Prachtvolle Menschen, die Sie da in Ihrer Kompanie haben, Genosse Hauptmann, und gute Trainingsmethoden, die Sie da anwenden, Genosse Sportoffizier! Gerade so stelle ich mir den Soldaten vor, der schnell die Situation erfaßt — und dann hinein! Das verwirrt den Gegner und sichert das moralische Übergewicht, Genossen."

Der Sportoffizier wehrte bescheiden ab: „Das ist Ihr Verdienst, Genosse Oberstleutnant, weil Sie dem Fußballsport gegenüber so aufgeschlossen sind. Das macht den Soldaten Mut. Sie bringen dann Leistungen, mit denen man anfangs gar nicht rechnet. Ich möchte Sie direkt bitten, daß wir mindestens viermal in der Woche nachmittags trainieren können."

„Ist denn das nötig?", fragte der Kommandeur zurück. „Ihr spielt doch sowieso schon die ganze Woche!"

Der Sportoffizier gab noch nicht auf: „Ich meine nur, wenn wir den ersten Platz in der Kreisklasse schaffen sollten, dann müssen wir ihn doch auch halten, nicht wahr?"

Der Kommandeur überlegte.

„Was meinen Sie denn dazu, Genosse Hauptmann? — Kann man das machen?"

Der Kompaniechef verneinte entschieden: „Sport ist gut und auch notwendig, Genosse Oberstleutnant. Aber ich meine doch auch, Dienst ist Dienst. Ich kann mir schlecht vorstellen, daß man den Gegner nur mit Fußball spielen ..." Er unterbrach sich selbst. Der Kommandeur hatte den Arm gehoben und wies auf das eigene Tor. Der Kampf war aufs neue entbrannt. Die Lage war äußerst bedrohlich für die Armeemannschaft. Die Kreisstädtischen waren zum Angriff übergegangen und, mit Ausnahme des Torhüters, in die Spielhälfte der anderen aufgelaufen. Noch anderthalb Minuten bis Spielende! Da der Schuß des gefährlichen Linksaußen, der diesmal in die Mitte gelaufen war. Pit, der Schlußmann der Armee-Elf, warf sich in die rechte Ecke — der Ball knallte an den Torpfosten, sprang zurück, wieder in das Gewühle. Aber da war Arno schon wieder am Ball, rannte flink wie ein Wiesel los, den Kopf tief zwischen den Schultern, umspielte die vorgezogenen Verteidiger, gab an Ede ab, der mitlief, dieser schickte das Leder noch einmal zurück zu Arno, der unhaltbar einköpfte — 4:3 für die Einheit Bügner!

Die Soldaten wurden von einem Freudentaumel gepackt: Tabellenerster! Die Anstrengungen der letzten drei Jahre hatten sich in goldene Lorbeeren verwandelt!

Oberstleutnant Bügner schickte einen Soldaten los: „Holen Sie sofort die Genossen Windig und Umlauf zu mir, sofort, verstehen Sie!"

Der Kompaniechef und der Sportoffizier sahen fragend auf ihren Kommandeur.

„Sie werden gleich sehen, Genossen Offiziere, wie man am besten Initiative weckt!"

Verdreckt wie sie waren, standen endlich die beiden Musterspieler vor ihrem Regimentskommandeur. Ede hatte den Dreß wie einen Schal mit den Ärmeln um den Hals gebunden, während Arno gerade dabei war, sich die Schuhe auszuziehen, als ihn der Befehl erreichte. So stand er jetzt barfuß neben seinem Mitspieler.

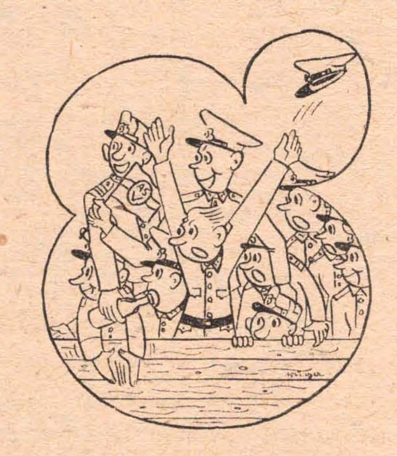
„Stehen Sie still!", gebot der Kommandeur. „Ich belobige Sie wegen Erhöhung des Ansehens unserer Einheit mit je einem Tag Sonderurlaub und gratuliere Ihnen hierzu!" Dann schüttelte er beiden die Hand und ließ sie wegtreten. Danach wandte er sich an den Kompaniechef: „Und Sie, Genosse Hauptmann, sind wohl so freundlich und lassen das in die Belobigungskartei eintragen!"

„Jawohl, Genosse Oberstleutnant, aber ... erlauben Sie bitte einen Hinweis."

Der Einheitskommandeur schob fragend den Kopf vor: „Bitte, sprechen Sie!"

„Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der Gefreite Umlauf vorige Woche zweimal mit Ausgangssperre und der Soldat Windig mit einer Dienstverrichtung außer der Reihe bestraft worden sind? Wäre es nicht richtiger, erst mal die Strafen zu streichen? — Einige sind auch älter als ein halbes Jahr!"

„Dumm, wirklich sehr dumm", antwortete der Kommandeur, verärgert, daß



seine Fußballvernarrtheit über vernünftige Erwägungen gesiegt hatte. Dieser Ärger verbiesterte ihm den ganzen Sonntag und war auch am nächsten

Tag noch nicht vorüber. Solchermaßen verstimmt, kam er am Montagmorgen ins Objekt. Der OvD fügte seiner Morgenmeldung hinzu, daß zwei Soldaten der 4. Kompanie den Ausgang beträchtlich überschritten und ihre Trinkfestigkeit ebenso überschätzt hätten.

„Holen Sie sofort den Kompaniechef zu mir!"

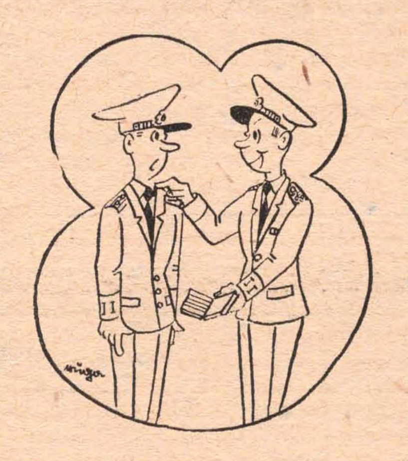
Der erschien bald darauf.

„Also ich muß wirklich sagen, ich bin reichlich enttäuscht, daß ausgerechnet in der Kompanie, die unsere besten Fußballspieler hervorgebracht hat, Soldaten sind, die zu spät vom Ausgang kommen und sich in der Öffentlichkeit schlecht benehmen. Das sind doch Handlungen, die unserer sozialistischen Moral widersprechen. Gibt es denn in Ihrer Kompanie keine einheitlichen Erziehungsgrundsätze, Genosse Hauptmann?"

Der Kompaniechef schluckte.

Oberstleutnant Bügner liebte keine Entschuldigungen.

„Ich frage Sie, wie ist das überhaupt möglich? Und ich bitte mir aus, daß Sie die beiden entsprechend bestrafen. Natürlich nach der Dienstvorschrift. Haben Sie mich verstanden?"

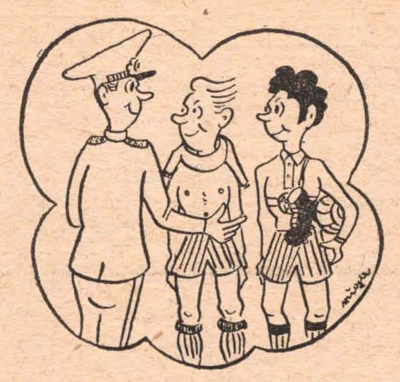


„Jawohl, Genosse Oberstleutnant!", antwortete der Hauptmann pflichtgemäß.

„Dann ist es wohl das beste, Sie nehmen die Bestrafung vor angetretener Kompanie vor. Dabei sollte man das hervorragende Beispiel der Genossen Umlauf und Windig, die gestern so bravourös gekämpft haben, diesem unwürdigen Verhalten gegenüberstellen! Übrigens, was ich noch fragen wollte — wie heißen denn die beiden Ausgangsüberschreiter?"

Hauptmann Otto rollte mit den Augen. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Entschuldigen Sie, Genosse Oberstleutnant, die beiden Unmoralischen sind



die beiden bravourösen Fußballer Umlauf und Windig!"

Das saß.

Der Kommandeur fiel in einen Sessel und schickte die übrigen Offiziere, die noch in seinem Zimmer warteten, hinaus.

„Nehmen Sie Platz, Genosse Otto!"

Der Hauptmann setzte sich, ein wenig verdutzt.

„Nun, Genosse Otto, das ist ja nicht sehr schön. Was machen wir denn da bloß? — Überlegen Sie mal!"

„Wieso überlegen?", fragte der Kompaniechef etwas undienstlich. „Der Fall ist doch klar: Ausgangsüberschreitung und Alkoholmißbrauch, Schädigung des Ansehens der Armee, weil sie auf der Straße noch Krach gemacht haben. Das gibt, summiert und gebündelt, in Verbindung mit den Strafen zuvor, wahrscheinlich ein verschärftes Strafmaß. Ich denke an Arrest."

„Arrest?", fragte der Kommandeur, „wo ich sie gestern erst belobigt habe?" Nervös trommelte er mit den Fingern auf die Glasplatte des Schreibtisches.

„Das geht doch nicht, Genosse Otto. Überlegen Sie mal, wir kommen doch in Teufels Küche dabei! Gesetzt den Fall, wir sperren die beiden ein — oder wir sperren sie auch nicht ein, wir bestrafen sie mit Ausgangssperre. Was soll denn da mit dem Spiel am nächsten Sonntag werden und vor allem mit dem Training?"

„Training! — Welches Training denn?"

Der Oberstleutnant stand auf, kam um den Schreibtisch herum und legte dem anderen väterlich die Hände auf die Schultern, während er sprach: „Genosse Otto, malen Sie sich das doch mal aus: Wenn sie nicht mehr trainieren, dann können wir auch den ersten Platz in der Kreisklasse nicht mehr halten. Oder, was vielleicht noch schlimmer ist, wir bestrafen sie rein formal, sie nehmen uns das übel und spielen am nächsten Sonntag nur noch passiv. Das gibt ja eine Katastrophe, dann können wir ja gleich einpacken!"

Dem Hauptmann tat das väterliche Wohlwollen gut, aber anscheinend hatte er wohl doch nicht die richtige Einstellung zu den Dingen. Und so entgegnete er: „Mir ist das eigentlich egal, Genosse Oberstleutnant. Ich sage mir, wer gegen Befehle und die Disziplin verstoßen hat, der muß auch bestraft werden."

„Daß Ihnen das egal ist, das glaube ich gern", spöttelte der Kommandeur, „aber die Einheit, ihr Ansehen, mein Ansehen, den sportlichen Erfolg — das alles wollen Sie leichtfertig aufs Spiel setzen?" fragte er resigniert. „Nein, das geht nicht, Genosse Otto!

Übrigens — wo sind denn die beiden?"

„Sie stehen draußen vor der Tür", antwortete Hauptmann Otto, „ich habe sie doch gleich mitgebracht."

„Na, dann herein mit ihnen!"

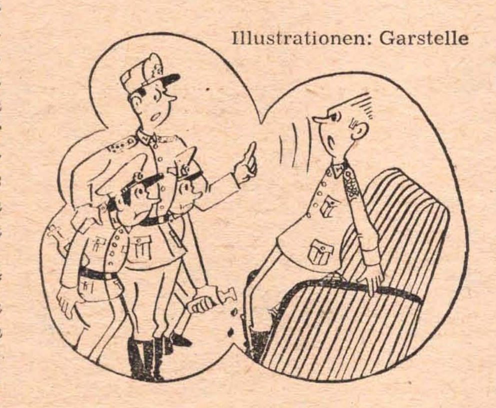
Arno und Ede betraten bekümmert das Zimmer. Sie sahen zu Boden, während der Kommandeur sie durchdringend musterte.

„Ihr Kompaniechef", sprach er langsam und bedächtig, „hat ein gutes Wort für Sie eingelegt, Genossen Eigentlich müßte ich Sie ja bestrafen, aber wir wollen noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen und davon absehen."

Die beiden sahen auf. Edes Augen glänzten wie die eines Schiffbrüchigen, der nach vielen Tagen des Umhertreibens auf dem Meer mit einem Mal eine kleine Insel erblickt. Unauffällig stieß er Arno mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Wir bitten uns aber aus", fuhr der

Illustrationen: Garstelle



Oberstleutnant fort, „daß ihr am nächsten Sonntag ein Spielchen hinlegt, bei dem es nur so raucht. Da gibts keinen Pardon, das muß gewonnen werden — und zwar haushoch! Ich hoffe, ihr habt mich verstanden?"

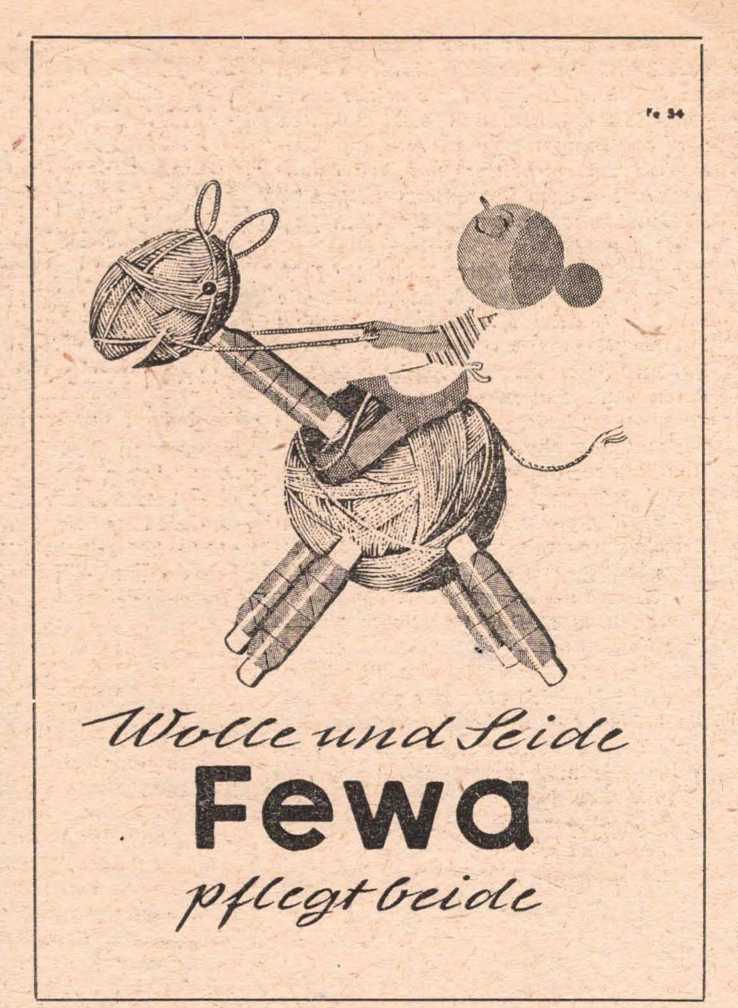
Arno und Ede hatten verstanden!



An den Hängen des Kasprowy Wierch

findet vom 5.–12. Februar 1961 die I. Winterspartakiade der befreundeten Armeen statt. „Armee-Rundschau" beginnt im Dezember mit einer großen Fortsetzungsreihe, in welcher der Leser mit dem Austragungsort Zakopane in Volkspolen, den verschiedenen Skidisziplinen und allem Wissenswerten über dieses sportliche Großereignis im Leben der sozialistischen Armeen bekannt gemacht wird.

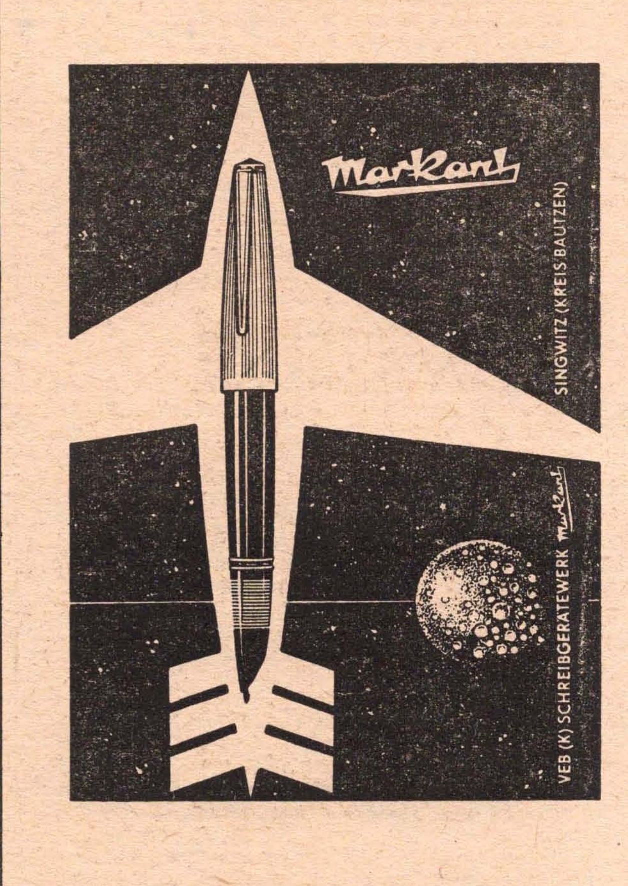

Worauf es ankommt!
Die großzügige gesundheitliche Betreuung durch unseren Staat legt jedem die moralische Verpflichtung auf, ständig auch selbst alles zu tun, was seiner
Chlorodont
Gesundheit dienlich ist. Gründliche Zahnpflege kann viele Krankheiten verhüten. Verwenden Sie eine der namhaften Zahnpasten und die auf deren
Odol
Geschmack abgestimmten Mundwässer. Tun Sie es aber regelmäßig, morgens und abends. Darauf kommt es an.
BiOX-ULTRA


Wolle und Seide
Fewa
pflegt beide


Rasierapparat
„RASANT"
mit einstellbarem Schnittwinkel!
Ganz metallausführung
Für jeden Bart!
Dazu die passende Rasierklinge aus unserem Sortiment
ERFA „Silberband" 0,08 mm
ERFA „Luxus" . . . 0,06 mm
OLYMPIA . . . . . 0,08 mm
GARANT . . . . . . 0,08 mm
LIBELLE – lackiert – 0,08 mm
DERBY . . . . 0,10 mm
AUSLESE . . . . 0,06 mm
SPEZIAL . . . . 0,08 mm
IDEAL – Blaulack – . . . . 0,08 mm
ERFA
Silberband
SCHWEDENSTAHL
0,08 mm
10 KLINGEN
VEB FEINTECHNIK • EISFELD/THÜR.


UO-UO
Schaumwäsche
für alle Fahrzeuge
VEB (K) CHEMISCHE FABRIK
GOTHA/THÜR.


Ein neuer Wagen?
Nein – nur ein
globo-gepflegtes
Fahrzeug.
Sie erzielen höchsten
Glanzeffekt mit
GLOBO-AUTOPFLEGE
Globo
VEB GLOBUSWERK LEIPZIG W 33


Markant
SINGWITZ (KREIS BAUTZEN)
VEB (K) SCHREIBGERÄTEWERK markant


Trenchcoats
Windblusen
Sportbekleidung
Zelte u. ä.
imprägniert
Wab wetterfest
VEB Fettchemie Karl-Marx-Stadt

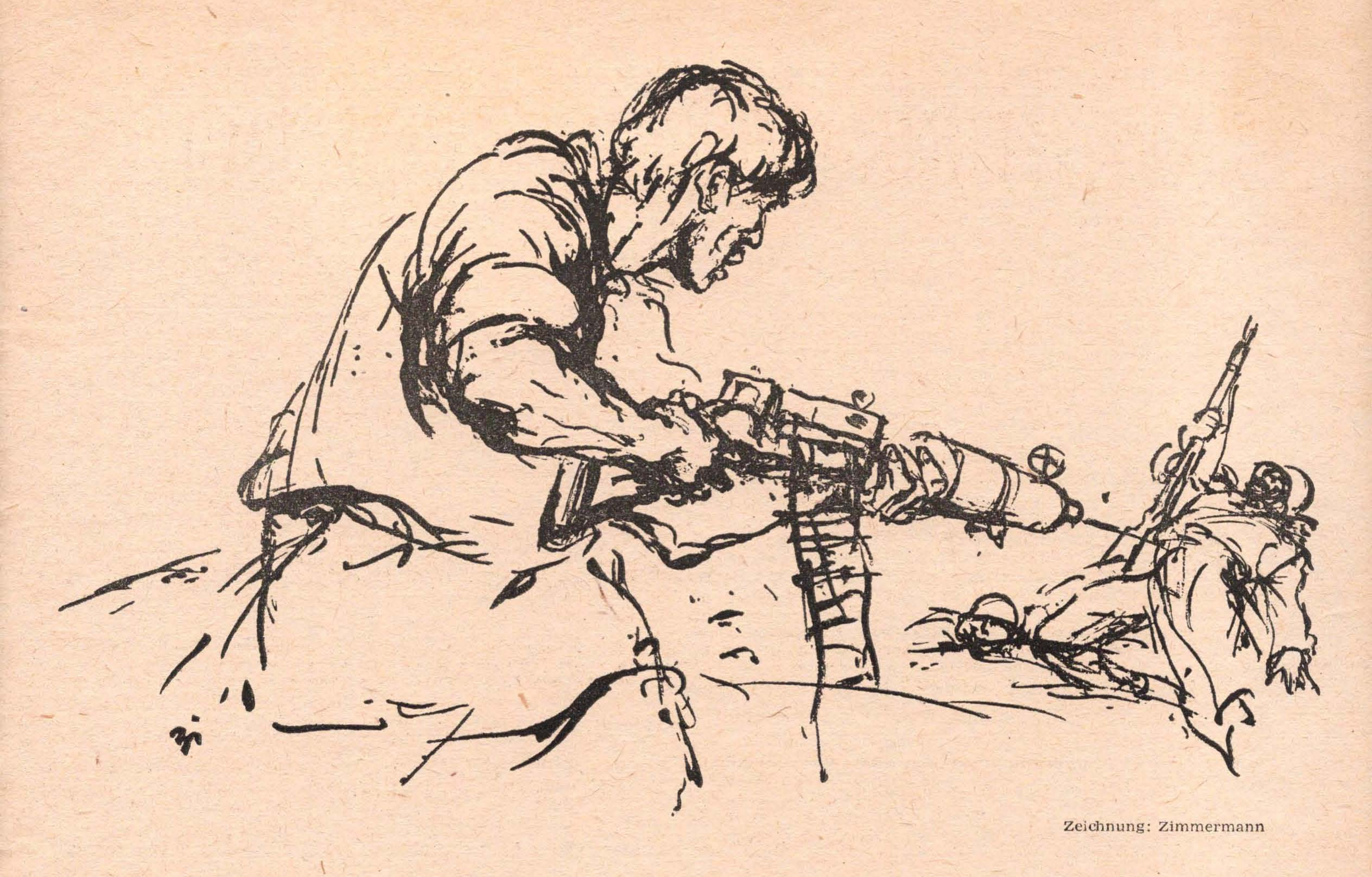
Das unsterbliche Regiment

Aus dem Filmpoem „Wir, das russische Volk" **VON WSEWOLOD WISCHNEWSKI**

(Entnommen der Zeitschrift „Internationale Literatur" Nr. II 1937, Moskau)

An der revolutionären Landesverteidigung der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik und der Ukraine im Februar, März, April, Mai 1918 beteiligten sich viele Infanterieregimenter der alten russischen Armee. Wo immer — nach Entfernung der zaristischen Offiziere — Bolschewiki die militärische Führung übernahmen, kämpften die Truppen heldenmütig für den Sozialistischen Oktober. In jenen Kampftagen des Frühjahrs 1918 waren auch deutsche Okkupationstruppen an dem schmachvollen Plan beteiligt, die Revolution in ihrer Wiege zu erwürgen.
Die sozialistische Sache erwies sich als stärker. Den Okkupationsdrohungen westdeutscher Militaristen von heute steht die Realität eines unbesiegbaren sozialistischen Lagers entgegen.
Es besteht kein Zweifel, daß der Versuch einer erneuten Intervention das sofortige und endgültige Ende der Interventen bedeuten würde.
Das Filmpoem „Wir, das russische Volk" von Ws. Wischnewski, dessen Schlußkapitel wir hier abdrucken, behandelt die heroische Epopöe der alten Regimenter, die heldenhaft, unterstützt vom revolutionären Volk, die Fahnen der jungen sowjetrussischen Republik, die Fahnen des Sozialismus gegen die verhaßten Okkupanten und Interventen zu Felde trugen.

Der Morgen graute. Es wehte der feuchtschwere Februarwind, der durch Mark und Bein geht.
Im Nebel tauchten unbestimmte dunkle Umrisse auf, näherten sich lautlos. Nach und nach begannen sich schwerfällige Figuren abzuzeichnen, langsam und vorsichtig stapften sie vorwärts. Es war eine deutsche Schützenkette. Damit begann der Angriff der fünfhunderttausend Mann starken wilhelminischen Ostarmee gegen die junge sowjetrussische Föderativrepublik und gegen die Ukraine.
Die Schwarmlinien kamen zögernd heran. Vorne in der Schützenkette, an der Flanke, als Führer, schritt der russische Oberst, der Verräter, der Überläufer. Er gab nur Zeichen mit der Hand: „Still", den Hals vorgereckt, die Augen verkniffen, den Unterkiefer etwas vorgeschoben. Plözlich ein russischer Anruf: „Halt! Wer da?" Die deutschen Soldaten warfen sich in den Schnee. Der Oberst gab ihnen ein Zeichen: „Einen Augenblick —." Er pirschte vorwärts. Hinter ihm ein Deutscher, in Bereitschaft, angespannt, jede Bewegung des Vordermannes verfolgend. Der Oberst erwiderte auf den Anruf russisch: „Wir sind's! Von den unseren." Er trat aus dem Nebel an den Wachtposten heran. Der machte beruhigt: „Ach — so —." Der Oberst ging ganz nah auf den Posten zu, riß ihm das Gewehr aus der Hand, warf ihn mit zwei Kolbenschlägen nieder und stieß ihm das Bajonett in den Leib. Spähte noch angestrengt in den Nebel und hielt dem Niedergemachten für jeden Fall den Mund zu. Neben ihm stand ein deutscher Offizier, hochgewachsen, im Armeemantel mit Pelzkragen, den Stahlhelm aufgesetzt. Der Deutsche sagte kurz: „So!" und fragte sogleich: „Und die andern?" Der Oberst antwortete: „Bald, sehr bald. Jetzt kommen wir glatt durch, überraschen sie und schneiden ihnen den Weg ab... Und hier, rechts, ist noch ein Zug stationiert, eine halbe Kompanie" (und er machte eine verächtliche Handbewegung). Der Deutsche erwiderte (in schlechtem Russisch): „Wir sie gefangennehmen." Und die deutsche Schützenkette ging mit ihrem russischen Führer leise, schleichend weiter, durch Stacheldrahtverhaue und über verlassene Gräben hinweg. In den Gräben lagen weggeworfenes Waffenzeug und Gerät umher, das war alles, was von der Armee zurückgeblieben war.
Fast unsichtbar in diesem Nebel, von der Seite in entgegengesetzter Richtung, kamen auf die Splittergruppe eines zerschlagenen russischen Regiments die örtlichen Bolschewiki zu. Unter ihnen der Delegierte des Petrograder Parteikomitees. Ihnen zeigte, vorangehend, Orjol den Weg. Er trieb sie an: „Schneller, schneller." Halb im Schnee vergraben, stand ein verlassenes Geschütz am Weg... Munitionskisten. Orjol fragte: „Wer kann, wer versteht —?" Niemand antwortete. Das Geschütz stand nutzlos. Orjol mahnte zur Eile. Die Leute hasteten lange vorwärts, sie kamen in Schweiß und keuchten schwer. Einige hatten Berdangewehre, andere Stutzen und Jagdflinten.
Orjol führte die Genossen zu den Schützengräben. Er fragte Samuel, einen Mann aus dem zersprengten Regiment: „Alles noch ruhig?" — „Alles beim alten." — Orjol wies auf die näherkommenden Genossen: „Hier eine Verstärkung..." Samuel Efraim blinzelte und sagte halblaut: „Nein. Das ist keine Armee." Ein Feldwebel sah spöttisch auf die Ankömmlinge. Er fragte Orjol: „Wissen die, von welcher Seite das Gewehr schießt?" Orjol unterbrach ihn: „Genug, ich teile den Aufruf des Rates der Volkskommissare mit... kommt näher her... — Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr. Allen revolutionären Organisationen wird zur Pflicht gemacht, jede Position bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen..." Der Stabskapitän fragte: „So ist's verlautbart?" — „Jawohl. So ist's verlautbart." — „Tüchtige Kerle, diese Bolschewiken..." — Orjol setzte fort: „Feindliche Agenten - und deutsche Spione werden auf der Stelle erschossen..." Der Feldwebel stimmte eilig zu: „Versteht sich." — Orjol fuhr fort: „Gegeben am 21. Februar 1918. — Weiter. Ich will das Regiment einholen und es zur Umkehr bewegen..." — Der Stabskapitän sagte: „Recht so." — Der russische Soldat Aljoschka kam heran: „Ich setze meine außenamtliche Tätigkeit fort." Und er entrollte vor den Genossen einen zerfetzten Streifen Tuches mit einer klobigen Aufschrift: — „Wollt ihr keine Ruhe geben, sowieso geht ihr kaputt!" — Aljoschka fügte hinzu: „Schon geht der Nebel auseinander, sollen das die sehr geehrten Herren Deutschen lesen..." Und er befestigte die Aufschrift vorn auf der Brustwehr des Grabens. In diesem Augenblick erfolgte das Kommando: „Alle ans Gewehr!" Der Stabskapitän ging auf die Fahne des Regiments zu. Der riesenhafte, bärtige Bannerträger stand ruhig da, abwartend. Der Stabskapitän sagte: „Mein lieber Iwan Timofejewisch, verfahren wir so, wie es das Reglement verlangt und die alten Überlieferungen... Schützen und bergen wir die Fahne... Das Tuch muß vom Schaft herunter." Der Bannerträger sagte: „Erlaubt mir, daß ich das Heiligtum an meiner Brust berge." — „Nein, laß mich das tun, Iwan Timofejewisch. Mein Vater, mein Großvater haben schon unter dieser Fahne gedient..." Und die beiden Krieger schnitten schweigend das Fahnentuch von der Stange. Der alte Bannerträger küßte das Tuch. Der Stabskapitän barg es unterm Rock an seiner Brust.
Die Schützen begaben sich auf ihre Posten. Es war schon ganz hell geworden, und der Nebel begann sich zu senken. Er lagerte sich in den Niederungen. Und dort, in den Mulden und Einschnitten, tauchten die Deutschen auf. Aljoschka rief: „Die Gäste kommen!" Samuel Efraim machte sein Maschinengewehr bereit und antwortete: „Ja, wer hat sie eigentlich eingeladen? Wir bestimmt nicht..." Orjol lief die Linie entlang: „Haltet euch tüchtig. Ich bringe das Regiment zurück... Werdet ihr den Auftrag erfüllen?" Der Feldwebel erwiderte kurz und hart: „Wie uns geheißen, so wollen wir's erfüllen."
Die letzten Nebelschwaden zerflossen. Die Deutschen kamen aus der Senke hervor. Schweigen. Die russische Schützenlinie eröffnete das Feuer. Samuel Efraim sagte ernst und laut: „Nun also, die erste Schlacht nach der großen proletarischen Revolution erkläre ich hiermit für eröffnet. Horcht einmal, Leute!" Die Deutschen drangen vor, über ihre Toten und Verwundeten hinwegschreitend. Aljoschka huschte zu Samuel Efraim. Er schleifte die Munitionskisten hinter sich her. Aljoschka brüllte Samuel ins Ohr, das Geknall überschreiend: „Halt sie auf!... Dort ist ja, scheint es, ein brauchbares Geschütz... Ich will mich auf die Beine



Zeichnung: Zimmermann

machen..." Samuel blickte hin und verstand. Mit einer Hand drückte er auf den Auslösehebel des Maschinengewehrs, die andere Hand gab er Aljoschka. Eine Sekunde lang zuckte in seinen Augen eine übermenschliche Traurigkeit auf. Die Genossen nahmen Abschied. Der Feldwebel machte eine Kopfbewegung in der Richtung Aljoschkas: „Der lügt. Ausreißen will er." Samuel Efraim feuerte nun mit der Linken, und mit der Rechten warf er Handgranaten. Da stürzte der Feldwebel von hinten auf ihn los: „Da hast du!" Samuel zog für eine Sekunde die Hand vom Maschinengewehr zurück. Die Waffe verstummte. Samuel duckte sich und schleuderte den Feldwebel über seinen Kopf hinweg. Der Feldwebel stürzte und schlug hart vor der Mündung des Maschinengewehrs auf. Samuel fragte: „Was Orjol uns vorlas — hast du gehört?" — und er schoß dem Verräter eine Kugelreihe durch den Leib, zehnmal spritzten die schwefligen Flämmchen auf. „Die Unterredung wird fortgesetzt." Er bediente seine Waffe schweigend und begeistert... Nur selten warf er ein paar Worte hin: „Nein, ich meine, bei der Sache werden die drüben schlecht abschneiden..." Samuel und sein Maschinengewehr standen in Rauch und Dampf. Die Deutschen riefen diesem menschlichen Vulkan von weitem zu: „Hände hoch!" Samuel antwortete: „Bleibt mir vom Leibe! Ich habe einen Parteiauftrag!" — Und er warf mit der Linken und der Rechten auf einmal zwei, drei Handgranaten gegen die Anstürmenden. Jetzt versuchten sie Samuel zu umgehen. Er blickte rundum. „Das gefällt mir schon viel weniger, wenn sie einen zu umzingeln beginnen." Er stellte, im rechten Winkel, das zweite Maschinengewehr neben sich, zielte und drückte bei beiden zugleich ab. Die Deutschen kamen näher. Da riß er den Bolzen heraus, nahm ein Maschinengewehr vom Gestell auf, reckte sich hoch und überschüttete die Anstürmenden aus freier Hand mit Schnellfeuer, sich schnell rundherum wendend. Der Leib des Gewehrs erschütterte die mächtigen Arme Samuel Efraims. Er stand barhäuptig. Ihm wurde heiß, und er warf alles Überflüssige ab. „Was für eine Hitze! Das ist ja Odessa im Juli!" und er schoß weiter, fieberhaft die Patronenbänder einziehend. Die Deutschen riefen ihm noch etwas zu, einige spähten hinter kleinen Erdhügeln und Deckungen auf den Menschen, der ganz allein eine Kompanie in Schach hielt, den Vormarsch eines ganzen Bataillons aufhaltend... Zischend fiel eine deutsche Handgranate zu Samuels Füßen nieder, sie hatte einen langen hölzernen Griff. Samuel warf sie im Bogen zurück: „Nützliches Ding, was?" Legte ein neues Band ein und schrie: „Wir gehen zum Angriff über!... — und sprang vorwärts mit dem Ruf: „So, jetzt sollt ihr mal mit dem Juden reden!" Er war ganz feucht. Das Gesicht, der Hals und die Brust glänzten vom Schweiß. Seine schwarzen Haare kräuselten sich. Das Maschinengewehr bebte in seinen Händen wie ein lebendiges, toll gewordenes Wesen. Einige Kugeln trafen den Kämpfer. Er fiel nieder. Das Maschinengewehr verstummte. Noch einmal drückte er die Waffe an sich, erhob sich auf den Knien und begann aufs neue zu feuern. Noch ein Schuß traf ihn und warf ihn hin. Wieder verstummte das Maschinengewehr. Mit letzter Kraft streckte Samuel Efraim die Hand nach dem Auslösehebel, drückte ab, und abermals feuerte das Gewehr. Samuel Efraim raffte alle Kräfte zusammen. „Noch ein Band!..." Er flüsterte, suchte mit den Händen rundum. Sein Blut floß. Alle Patronen waren verschossen. Er zog das Maschinengewehr an sich heran, entfernte den Verschluß, dann löste er einige Teile aus dem Mechanismus des zweiten Maschinengewehrs und keuchte: „Dienen sollen euch die Dinger nicht mehr, das sage ich euch." Aus nächster Nähe hörte man Rufe: „Hände hoch! Ergebt euch!" Samuel Efraim, mit leisem Lächeln, flüsterte: „Niemals..." Er holte eine Handgranate hervor, blickte scharf auf die sich Nähernden... leise schnappte die Kapsel ein, die Granate begann zu zischen. Samuel Efraim drückte den Leib des Maschinengewehrs an sich. In die Augen des Kämpfers traten Tränen — der Mensch überschritt schon die Schwelle des Irdischen. Eine Detonation erschütterte die Erde. Scharfer Rauch lagerte sich über alles. Es wurde ganz still. Hinter den Erhöhungen der Gräben kamen die deutschen Infanteristen hervor... Sie blieben drei, vier Schritte vor der Stelle stehen, wo die Handgranate explodiert war, und blickten auf das, was übriggeblieben war. Einer der Deutschen, ein helläugiger junger Mensch, blickte erschreckt und nachdenklich, dann nahm er seinen Helm vom Kopf.

Orjol jagte auf der Straße hin, bemüht, das Regiment einzuholen. Orjols Pferd war naß. Orjol fragte einen Entgegenkommenden: „Sind Soldaten vorbeimarschiert? Ein Regiment..." Der Wanderer schüttelte den Kopf und sagte: „Habe nicht gesehen." — „Gibt's hier einen anderen Weg?" — „Ja, dahier..." Orjol jagte geradeaus, querfeldein.

Aljoschka versuchte das einzige übriggebliebene Geschütz in Stellung zu bringen. Er, der Stabskapitän, der Fahnenträger

und die übrigen Schützen nahmen die Zugstricke um, spannten sich ein und begannen das schwere Geschütz durch Schnee und Schmutz zu zerren. Andere schleppten den Munitionskasten, trugen Granaten in den Händen, unter den Armen, in den aufgeschürzten nassen Soldatenmänteln. „Weg da vorne!" Sie blieben hin und wieder stehen, wandten sich um, bezogen Position und schossen auf die vorrückenden Deutschen. Über Aljoschkas Augen fielen seine langen Haarlocken. Der Feuerwerker war erhitzt, er richtete das Geschütz und rief: „Distanz messen! Das Richtzeug ist zum Teufel gegangen!... Kartätschen!..." Der Verschluß knackte. „Feuer!" Das Kartätschenfeuer schlug in die vorderen Reihen der deutschen Truppen und mähte sie nieder. Der heiße Luftzug ließ Wasser, Gezweig, Schnee und Schmutz in die Luft spritzen. Die Männer am Geschütz mühten sich gewaltig... Am Verschluß schaffte der reckenhafte Stabskapitän. Die Geschoßhülsen rauchten und klirrten, Gewehrkugeln prallten an den Schild des Geschützes. Aljoschka schrie: „Gut gemacht!... Nur Mut, Genossen!..." Der Stabskapitän fragte: „Orjol läßt sich nicht blicken?..." Die Männer schossen aus allen Feuerwaffen, die sie hatten. Einige schleppten Munition, manche von ihnen fielen getroffen. Andere sprangen herzu. Das Geschütz feuerte und hüpfte im Rücklauf. „Neue Stellung beziehen!" Und die Leute, alles Überflüssige von sich werfend, schleppten mit übermenschlichen Kräften das Geschütz und den Munitionskasten fort. Die Genossen legten sich in die Riemen und Stricke wie Flößer, sie stampften durch Schnee, über aufgeweichte Straßen, im Schmutz. Aljoschka wandte sich in die Richtung, aus der die Deutschen kamen: „Los! Nur immer munter herzu! Hier kann man sich eine anrauchen, solang Feuer da ist!..." Und das Geschütz, als ob es plötzlich leicht geworden wäre unter den Händen der zum Äußersten entschlossenen Männer, machte im Lauf eine Wendung und bezog neue Stellung... „In Ordnung!" — Und das Mündungsfeuer blitzte. Der Leute wurden immer weniger...

Orjol, im Reiten, flog plötzlich vom Pferd. Schwer strauchelnd stürzte der Hengst und konnte sich nicht mehr erheben. Orjol versuchte ihm auf die Beine zu helfen. Er begriff, daß seine Mühe umsonst war, und ging zu Fuß weiter. „Wo zum Teufel ist das Regiment?... Oder hat man mich irregeführt?..."

Das Regiment mit seinem Train kam durch ein Dorf. An der Spitze marschierten der Regimentsadjutant und Jermolai. Neben ihnen schritt Iwan Tschortomlyk. Waffen und Munition des Regiments waren im Train zusammengeworfen. Ein Ziehharmonikaspieler stimmte den Marsch „Sehnsucht nach der Heimat" an. Aus der Ferne hörte man die Kanonade. Jermolai horchte auf: „Sie scheinen ja zu schießen?" Der Offizier erwiderte ruhig und gleichgültig: „Ach, nicht der Rede wert." Plötzlich blickten die Soldaten angestrengt in die Ferne. „Halt! Was heißt das?" Alle blieben stehen. Vorne zeigte sich ein Truppenteil in Gefechtsordnung. Auf der breiten Straße näherte sich der Oberst mit einigen Deutschen. Jermolai flüsterte nach einem Seufzer: „Gevatter, wir sind reingefallen..." Die Reihen des Regiments gerieten in Unordnung, Iwan Tschortomlyk kommandierte: „Ans Gewehr!" — „Zurück!" — Ein Unteroffizier trat vor die Trainwagen und hob die Naganpistole. Die Soldaten standen in Haufen und blickten dem Herankommenden entgegen. Der Oberst war schon ganz nahe. Er konnte kaum seine Wut verbergen. Er stand den Leuten gegenüber, die ihn ins Gesicht geschlagen hatten. Der Adjutant rapportierte: „Bin zu Ihrer Verfügung eingetroffen." Der Oberst musterte Iwan Tschortomlyk mit einem Blick, der diesen ganz klein machte, bis er die Hand zum Salutieren hob und die umherirrenden Augen senkte: Der Oberst brüllte in altgewohnter Art: „Was für eine Hammelherde? Antreten! Was? Vergessen?" Die Dorfbewohner warfen scheue Blicke und drückten sich um die Ecken, neugierig, zu erfahren, was vorging. Die deutsche Schwarmlinie stand in einiger Entfernung, wartend. Die deutschen Soldaten schwiegen, stützten sich aufs Gewehr, mächtige Gestalten. Vor ihnen schwere Maschinengewehre auf vierfüßigen Gestellen. Die russischen Soldaten, scheu umherblickend, flüsterten einander etwas zu und traten in Reihen an. Der Oberst schrie sie an: „Nun?! Vielleicht nehmt ihr Vernunft an?..."

Im weglosen Gelände irrten die übriggebliebenen Genossen umher: Aljoschka, der Fahnenträger, einige Soldaten. Unter ihnen auch der Stabskapitän. „Stoßen wir auf Lebewesen, gleich fangen wir sowieso wieder an... Gleichgültig womit, dreinschlagen werde ich... Ach, hätte ich Patronen!" rief Aljoschka. Im Felde erkannten sie Orjol. Er lief, seine letzte Kraft zusammennehmend. Er keuchte, als er die Freunde erblickte: „Verrat... dort sind schon die Deutschen..." Und die Genossen sahen in der Ferne das stehengebliebene Regiment und die feindlichen Reihen.

Die Leute des Regiments blickten finster drein. Ein deutscher Offizier trat neben den Oberst und wechselte mit ihm leise ein paar Worte. In den Oberst kam Leben: „Wer will Dienst machen?" Das Regiment schwieg. — „Wir werden Petrograd einnehmen, und dann nach Hause..." Das Regiment schwieg... „Nun?!... Jeder, der mitmacht, kriegt fünfundzwanzig Rubel und ein paar Stiefel." Durch die Reihen bahnte sich Aljoschka einen Weg und warf hin: „Mehr bezahlen!" — Der Oberst rief: „Nun, dreißig Rubel!" — Aljoschka lachte: „Euer Hochwohlgeboren lassen sich blöde machen... Man hält Sie zum Narren... Dreißig Rubel — da schätzen Sie wohl Ihren eigenen Wert?"... Der Deutsche wollte wissen, wovon der Soldat sprach: „Was sagt er da? Schto goworil?" Der Oberst lachte gezwungen. Die deutsche Schützenkette kam ein wenig näher. Der Oberst brüllte: „Sind doch altgediente Kerls unter euch! Warum reden die nicht?" — Der völlig abgerissene und blutbedeckte Stabskapitän trat etwas vor und sagte: „Sie sind ein Schuft, Buturlin." — Der Oberst brüllte noch einmal: „Ihr wollt also nicht?" Jermolai erwiderte: „Nach Hause wollen wir."

Immer schwerer atmeten die Leute. Die Unruhe wuchs in den Gemütern. Den entwaffneten Soldaten warf man Schaufeln hin. Die Deutschen schrien mit ihnen herum und trieben sie an: „Schneller machen!" Jermolai sagte bitter: „In Zwangsarbeit sind wir geraten." Man führte die Leute zum Rande des Dorfes. Die deutschen Offiziere und Unteroffiziere bezeichneten kurz die Stellen, wo zu graben sei, sie gaben durch Zeichen zu verstehen: „Hier grabt!" Die Leute spuckten sich in die Hände und faßten die Schippen kräftig an. Jermolai sagte zum riesenhaft gebauten Iwan Tschortomlyk, der dicht neben ihm grub: „Jetzt, mein lieber Gevatter, hast du vielleicht verstanden, was gespielt wird?..." Der Soldat nickte nur finster und grub weiter.

Sie buddelten schnell, mit mächtigen Schwüngen. Die großen Einschnitte der Gräben wurden rasch tiefer. Die Leute, befriedigt, wischten sich den Schweiß vom Gesicht. Jermolai sagte: „Nun, unsere Portion ist geleistet, jetzt sollten sie uns fortlassen, mein' ich, — was meinst du, Orjol?" Orjol schwieg. „Warum sagst du nichts?" fragte Jermolai mit verhaltener Unruhe. Die Leute hatten ihre Arbeit beendet und bildeten eine lange dichte Reihe. Weithin dehnten sich die nackten Felder. Man sah einige Dörfer, nicht allzu ferne. Es lag etwas furchtbar Schweres in der Luft, und die Leute fühlten das. Jetzt ging der Oberst auf die Reihe zu: „Alle — in die Knie!" Einige Soldaten blickten einander erschrocken an. „Singt euer Sterbelied..." Die Gesichter der Leute verzerrten sich, jemand stöhnte auf, einige Männer knieten nieder und begannen sich zu bekreuzigen. Allen wurde kalt. Zittern und Schauder ging durch die Leiber. Der Oberst wiederholte: „In die Knie!..." Jemand begann mit zitternder Stimme das Sterbelied zu singen, einer schluchzte auf. Da donnerte über dem Regiment die Stimme Orjols: „Aufstehen!" Der Oberst: „In die Knie!" Orjol: „Aufstehen!" Das Regiment stand nach und nach auf. Viele faßten einander bei den Händen, ihre Gesichter erbleichten. In der Reihe standen auch die Verwundeten. Aljoschka stand neben Orjol und Jermolai. Hochaufgerichtet stand der Stabskapitän und der Fahnenträger. Orjol schrie: „Laßt euch nicht unterkriegen..." Aljoschka nahm den Ruf auf: „Ach! Wenn schon sterben, dann mit Krach!" In der gleichen Sekunde rief Orjol: „Schlagt die Hunde..." Die Soldaten faßten ihre Schippen, nahmen Steine auf, einige gruben die Steine aus der Erde, andere zogen ihre Stiefel von den Füßen, um sie mit ihren eisenbeschlagenen Absätzen als Waffen zu verwenden, und das Regiment stürzte sich auf den Feind. Augenblicks kommandierten die deutschen Offiziere: „Feuer!" An einem Maschinengewehr saß jener Deutsche mit den hellen Augen, der Samuel Efraim sich verteidigen und sterben gesehen hatte. Er blickte angestrengt auf die Russen. Ein Offizier schlug ihm mit zwei Fingern auf die Schulter: „Feuer!" Der Soldat schloß die Augen und drückte ab. Die Maschinengewehre feuerten in die unbewaffnete Menschenmasse. Der alte bärtige Soldat Jermolai, entsetzt und verzweifelt, schrie auf: „Genosse Lenin.. du lieber!... Vergib uns!" Die Maschinengewehre mähten erbarmungslos die Menschenmenge nieder. Menschen fielen, standen wieder auf, krochen vorwärts, bedeckten das Gesicht mit den Händen, schleuderten Schaufeln, Steine auf den Gegner, schleuderten, was sie ergreifen konnten. Andere schlossen entsetzt die Augen, manche bekreuzigten sich. Orjol stand aufrecht: Aljoschka drückte sich an ihn. Noch in ihrer letzten Minute strebten andere zu den beiden. Viele stürzten in die frisch aufgeworfenen Gräben. Der Stabskapitän fiel, das alte Banner auf der Brust. Die Maschinengewehre feuerten weiter:

Orjol blickte Aljoschka an und begann zu singen: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde!"

(Schluß folgt)





Das geht nicht, meinte Max gelassen ...
den Anschluß darf man nicht verpassen,
dann packt er, ganz Soldat und Mann,
festfäustig beide Koffer an ...
... bis Helga, dann mit einem Kuß
die Trägerkosten tragen muß.

„Muß" ist natürlich leicht geprahlt,
denn wenn man so wie Helga zahlt ...
Wie dem auch sei ist ganz egal,
und daraus folgt auch die Moral,
daß unser Herz nicht einsam schlägt,
wenn man Gepäck gemeinsam trägt. —ika—

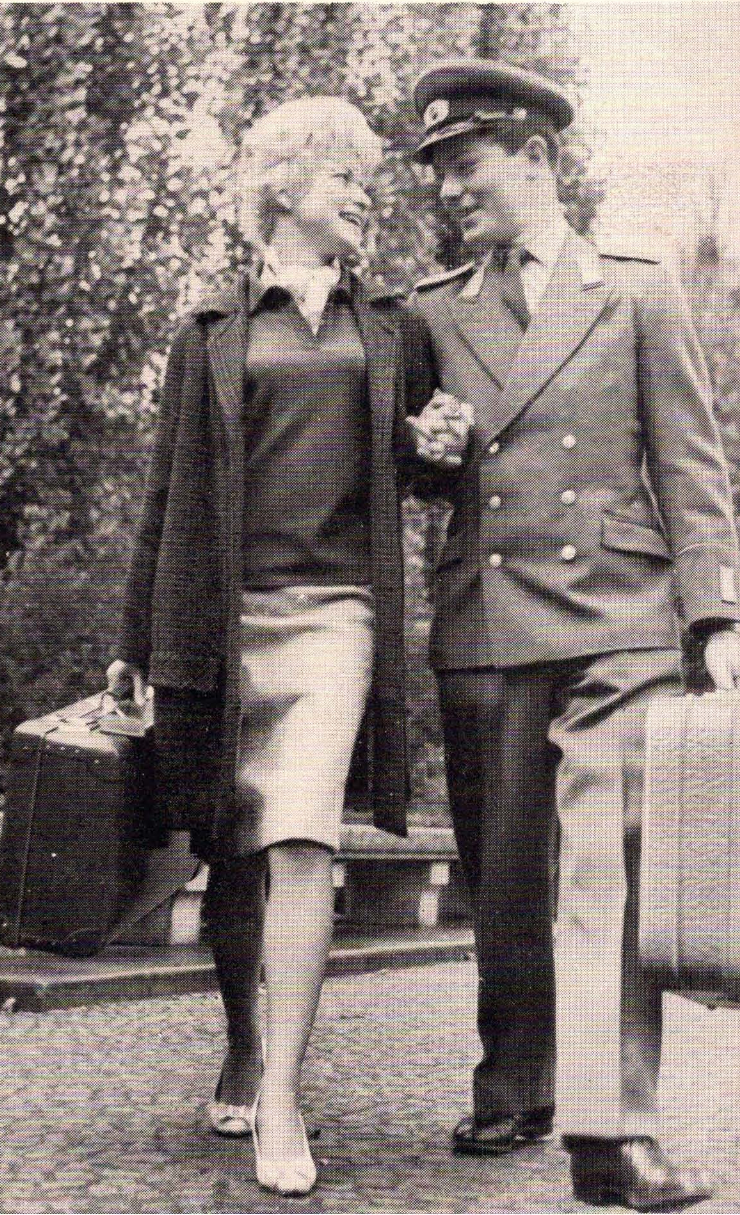
Anschluß anschließend

Wer als Soldat vorüberflitzt,
läßt das nicht sitzen, was da sitzt,
denn (Hand aufs Herz!) erwacht in dir
nicht irgendwo – der Kavalier?

Sie sagt ihm, daß sie Helga hieße,
und wenn er sie hier sitzen ließe,
dann würde sie, klagt sie beklommen,
doch keinen Anschluß mehr bekommen.



Das Mädchen mit den Koffern ist die junge DEFA-Schauspielerin Helga Piur. – Fotos: Barkowsky

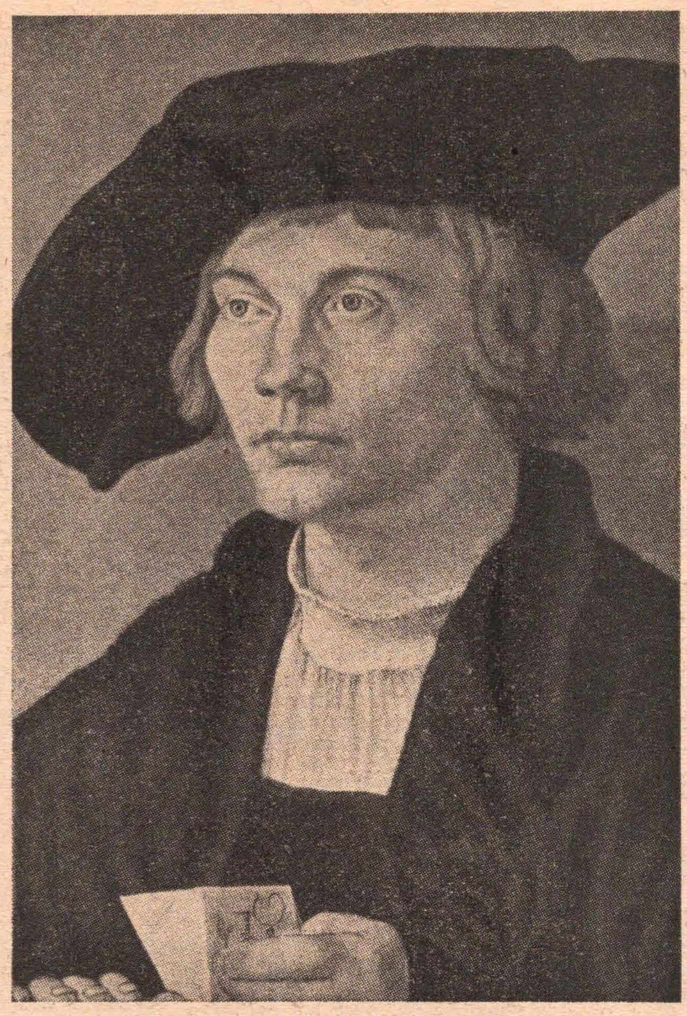




Zu Besuch bei alten Freunden

Es ist ein Spätherbsttag. Ich warte vor der Gemäldegalerie im Sonntagsgewühl auf eine Gruppe Soldaten, mit denen ein gemeinsamer Galeriebesuch verabredet ist.
Zum 400jährigen Jubiläum empfangen uns die großen Säle in neuem Glanz. So frisch, als seien sie eben gemalt, leuchten die Farben der Bilder und verraten uns nichts vom Schicksal dieser Kunstwerke, der mühevollen Arbeit sowjetischer und deutscher Restauratoren.
Die Genossen, die ich führe, sind in Dresden stationiert und kennen die Galerie bereits. Unser Gang zu den Kunstschätzen gleicht einem Besuch bei alten Freunden.
Doch wir haben nicht vor, uns jedes Bild eingehend zu betrachten. Dafür würde wohl kaum der ganze Sonntag ausreichen. In einem der stilleren Räume hängen die Gemälde, die uns heute besonders interessieren, zwei Porträts, beide aus der deutschen Renaissance. Das „Bildnis eines jungen Mannes" von Albrecht Dürer (1471 bis 1528) und das „Bildnis des Morette" von Hans Holbein dem Jüngeren (1498 bis 1543). Beim flüchtigen Hinsehen haben diese Bilder nicht allzuviel Gemeinsames, der junge Mann mit dem dunklen Hut, dem fraulichen Haar und dem weichen Mund, und der herrische, fast brutale Morette mit seinem harten Blick, und doch sind beide Kinder ihrer Zeit, Vertreter des Bürgertums, wie die Maler, die die Bilder schufen.
Die Renaissance (wörtlich Wiedergeburt) beginnt mit der Entwicklung des Frühkapitalismus. Das Bürgertum erstarkte zu einer Macht, mit der die Feudalherren rechnen mußten. Um so mehr als sie selbst abhängig wurden von Handel und Geldverleih, dem Monopol der großen Städte. Die Wissenschaft, jahrhundertelang von der Kirche unterdrückt und geknechtet, wurde den Kaufleuten notwendiges Mittel zur Erforschung der Länder und Meere. Neue Seewege wurden entdeckt, die Welt weitete sich. Die mittelalterliche Macht der Kirche zerbrach. Gutenberg erfand den Buchdruck, ermöglichte so die Verbreitung des Wissens, das vorher sorgsam in handgeschriebenen Klosterbibliotheken behütet wurde. Jahrhundertelang war das Volk eingesperrt gewesen in dumpfer Unwissenheit, in der Vorstellung von der Nichtigkeit des „irdischen Jammertales". Nun trat das Bürgertum heraus aus dieser Enge, entdeckte die Schönheit des Lebens, die Freude des Daseins.
Dieser ungeheure Wandel läßt sich überdeutlich in der bildenden Kunst ablesen. In Plastik und Malerei verschwindet die feierlich starre Haltung und weicht der realistischen Darstellung des Menschenkörpers und seiner Bewegung. Das individuelle Bildnis, das Porträt, erlebt seine Wiedergeburt und Hochblüte. Landschaft und Architektur werden perspektivisch in die Gemälde mit einbezogen, anstatt wie früher nur als ein Teppichmuster den Hintergrund zu beleben. Die Kunst bleibt nicht eingesperrt in Kirchen, Klöstern und Adelspalästen, der reiche Bürger fördert sie als ein Wahrzeichen seiner neuen Macht. Holzschnitte und Kupferstiche finden weite Verbreitung. Das also ist die Zeit, in der Albrecht Dürer arbeitet, und deren Abbild wir in seiner Kunst wiederfinden. Sein junger Mann ist ein für die Renaissance typischer Mensch. Des Lesens kundig, mit offenem, forschendem Blick sieht er am Beschauer vorbei, bereit, das Neue zu entdecken. Er ist willens, zu prüfen und zu wägen, die Werte des täglichen Lebens wie auch die Worte der Wissenschaftler und Entdecker. Vor allem aber ist er sich seines Wertes als denkender Mensch wohl bewußt.
Auch der Morette, den uns Holbein malte, ist sich seines Wertes bewußt, wenn auch auf andere Weise. Der Prunk seiner Kleidung zeigt uns Liebe zum Besitz. Der Wille, Besitz zu ergreifen, spricht aus seiner Haltung und aus seinem Blick. Weniger der Wunsch nach den neuen Gütern des Geistes als der Wunsch nach Macht und klingender Münze ist es, der diesen Menschen trägt. Ihn interessieren die sagenhaften Schätze des neuentdeckten Amerika mehr als die Wissenschaften eines Galilei. Waffenruhm und greifbarer Besitz haben für ihn mehr Reiz als Wissen und Philosophenstreit. Dieser Mensch ist ein Sinnbild der Herrschsucht und Prunkliebe, die für die frühkapitalistische Gesellschaft ebenso bezeichnend sind wie die Entwicklung von Wissenschaft und Kunst.
Zwei Gemälde nur sind es, die wir uns angesehen haben. Welche Fülle von gesellschaftlichen Zusammenhängen erschließt sich uns dabei. Als wir uns im Zwingerhof voneinander verabschieden, sagt einer der Genossen: „Ich habe das Gefühl, als ob ich durchs Fenster in eine vergangene Kulturepoche geschaut hätte."

Doris Pollatschek



Albrecht Dürer, Bildnis eines jungen Mannes



Hans Holbein d. J., Bildnis des Morette

◀ **In einer sowjetischen Kunstausstellung** Foto: Edith Rimkus

HEINZ SENKBEIL

Entlang der Strecke

Mit Genehmigung des Verlages des Ministeriums für Nationale Verteidigung

1. Fortsetzung

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Im Sommerfeldlager. Die Übung einer Ari-Einheit ist beendet. Alles bereitet sich auf den Manöverball vor. Auch Mertens und Schünemann. Da bekommt ihr Fernsprechtrupp den Befehl, eine Leitung zu legen. Es kommt beinahe zu einer Befehlsverweigerung. Nur dank der Unterstützung von Habermalz kann sich der Führer des Fernsprechtrupps, Uffz. Fichtner, durchsetzen. Von ihrem Auftrag zurückgekehrt, werden Marten und Schünemann zum Batteriechef Ultn. Heinze befohlen. Er verbietet ihnen, am Manöverball teilzunehmen und empfiehlt ihnen, sich stattdessen zeitig schlafen zu legen, da sie am zeitigen Morgen die neue Leitung besetzen müssen. Schünemann schlägt vor, trotzdem auszugehen.

„Wenn du mutiger bist, dann gehe doch alleine!"
„So siehst du aus! Und wenn es rauskommt, dann bin ich allein der Dumme!"
Marten wurde unsicher. Angst hatte ihm sein Freund vorgeworfen. Dabei fürchtet der sich ja selber. Aber einer muß ja vorangehen. „Los, mache dich fertig!" forderte er Schünemann auf und begann aus dem Zelteingang zu kriechen.
„Was, willst du wirklich gehen?" fragte Schünemann zweifelnd und richtete sich auf.
„Natürlich", sagte Marten, für den es nun kein Zurück mehr gab, „oder hast du etwa keinen Appetit auf eine kühle Molle?"
„Doch, doch, aber wie kommen wir an den Posten vorbei?" In seiner Frage klang unverkennbare Furcht mit.
Er hat Schiß, nahm Marten frohlockend zur Kenntnis und begann sich stark zu fühlen. „Verlaß dich nur auf mich. Aber wenn du Angst hast, dann kannst du ja auch hierbleiben." Nach diesen Worten kroch er vollends aus dem Zelt.
„Warte doch", rief da Schünemann hinterher, „schließlich kann ich dich doch nicht allein gehen lassen!"
Wenig später schlichen sie im Schutz der Dunkelheit davon. Als sie die Dorfstraße entlanggingen, hörten sie schon von weitem Lärm und Musik. Bald sahen sie, nahe am alten Kirchplatz, die hellerleuchteten Fenster des Kulturhauses. So weit hätten wir es also geschafft, dachte Marten.
Sie stiegen eine breite Treppe hinauf und betraten den Saal. Vorsichtig hielten sie sich in der Nähe des Eingangs auf. Die Luft war blau vor Qualm. Die Kapelle machte gerade Pause. Trotzdem war es laut. Dorfbewohner und Soldaten saßen bunt durcheinander. Einige Mädchen wollten vorbeihuschen. Ihre Kleider flatterten wie bunte Fähnchen. Sie musterten flüchtig die beiden Fernsprechsoldaten und kicherten grundlos. Nur eine von ihnen warf Marten einen begehrenden Blick zu. Dann stießen sie sich vorwärts an die frische Luft hinaus.
„Hast du gesehen, wie die uns gemustert haben", spreizte sich Schünemann, „hier ist heute bestimmt was zu machen." Dich hat überhaupt keine angesehen, dachte Marten bei sich und vergewisserte sich, ob Unterleutnant Heinze in der Nähe war. Aber er konnte ihn nicht entdecken. Darum schob er seinen Freund zur Theke.
Aber dort war kein Rankommen. Einige hünenhafte Kanoniere mit ihren Mädchen versperrten ihnen den Weg. Erst als nach einer Weile die Musik einsetzte, gelang es ihnen, vorbeizukommen.
„Suchen Sie noch einen Platz?" fragte da plötzlich jemand hinter ihnen. Marten blickte um sich und erkannte seinen Gruppenführer. Der Unteroffizier strahlte übers ganze Gesicht und schien in ausgezeichneter Stimmung zu sein. Schünemann wagte zu protestieren. „Zu dem gehen wir nicht, Franz!" rief er, „der hat uns doch heute bei Unterleutnant Heinze . . ." Dann stieß er plötzlich einen leichten Schrei aus und verzog schmerzverzerrt sein Gesicht. „Paß doch auf, wo du hinlatschst", maulte er.
Marten hatte seinen Freund mit voller Wucht auf die Zehen getreten, um ihn am Weiterreden zu hindern. „Halt dein Maul!" zischte er leise. Dann wandte er sich Fichtner zu. „Wir sind noch nicht lange hier, und nebenan ist alles voll." „Bei uns ist wahrscheinlich noch etwas zu machen", sagte der Unteroffizier, „und außerdem gehört unsere Gruppe zusammen. Ich habe auch schon nach dem Genossen Habermalz ausgeschaut, aber der geht sicher im Dorf spazieren."
Marten nickte. Er wußte, daß der Gefreite in vielen Dingen ein Sonderling war und eigene Wege ging. Sie folgten dem Unteroffizier, der voranschritt und in der Menge den Weg bahnte.
Die Stimmung am Tisch wurde immer beschwingter. Nur Schünemann zog sich in Schweigen zurück. Offensichtlich tat der Wein seine Wirkung. Denn er starrte immer ausdrucksloser vor sich her. Um so besser für uns, dachte Marten. So richtet er wenigstens keinen Unsinn an.
„Der nächste Tanz gehört mir!" krähte Schünemann auf einmal, „nicht wahr, Fräulein?" Und er holte aus, um dem Mädchen plump vertraulich auf die Schulter zu schlagen.
Irene wich geschickt aus. „Der nächste Tanz gehört meinem zukünftigen Verlobten", sagte sie freundlich und blickte Fichtner auffordernd an. Als dann die Musik wieder einsetzte, nahm sie den Unteroffizier bei der Hand und führte ihn zur Tanzfläche.
„Du bist ein Rülps", sagte Marten zu Schünemann, als das Paar außer Sichtweite war und die Musik einsetzte. Er wollte noch einige harte Worte hinzusetzen. Da stockte er. Er hatte Unterleutnant Heinze entdeckt. Unauffällig war der in den Nebenraum gekommen und ging suchend durch die Tischreihen. Wahrscheinlich hat er mich vorhin beim Tanzen gesehen, durchzuckte es Marten. Da stand der Offizier auch schon vor ihnen.
„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte Heinze und beugte sich ein wenig über den Tisch.
Schünemann grinste hilflos. Auch Marten war viel zu erschrocken, um eine passende Antwort zu haben. Was sollte er auch schon vorbringen. Wir sind ja unerlaubt hier, jagte es ihm durch den Kopf. An diesen Umstand hatte er in den letzten zwei Stunden gar nicht mehr gedacht. Sie schwiegen und blickten betreten zur Seite, dorthin, wo die Tür in den Tanzsaal führte und die tanzenden Pärchen zu sehen waren.
„Ich hatte Ihnen doch untersagt, das Lager zu verlassen", bohrte der Unterleutnant weiter.
Marten erhob sich. Der Boden schwankte unter seinen Füßen. Ich habe wohl doch zuviel getrunken, dachte er sich. Wenn ich nun aber einfach alles abstreite? Wenn ich mich nun dumm stelle und behaupte, von einem Ausgangsverbot nichts zu wissen? Niemand kann mir einen Vorwurf machen, wenn ich eine Anordnung nicht verstanden habe.
„Von einem Verbot von Ihrer Seite weiß ich nichts", sagte er und wußte selbst nicht, wie ihm diese Worte von den Lippen gekommen waren.
„Wie bitte?" fragte Heinze verblüfft und wurde nun doch ein wenig unsicher.
Marten begann sich zu fassen. Es ist ja doch alles egal, dachte er sich und sagte noch einmal: „Von Ihrer Seite liegt



Zeichnung: Paul Klimpke

kein Verbot vor, Genosse Unterleutnant. Sie haben uns lediglich empfohlen, im Lager zu bleiben."
„Das wird ja immer interessanter", stellte Heinze fest. „Aber fahren Sie nur fort."
Marten holte tief Luft. Fertigwerden, nur schnell fertigwerden, dachte er. Der Tanz ist gleich zu Ende. Dann kommen Fichtner und seine Braut wieder. Und er unternahm einen neuen Anlauf. „Wir sollten deshalb im Lager bleiben, Genosse Unterleutnant, damit wir morgen ausgeruht sind, wenn wir die Leitung am Bahndamm besetzen müssen!"
Endlich ist es heraus. Marten war selbst zu erschrocken über seine Dreistigkeit. Er begann sich unsagbar elend zu fühlen. War das denn die ganze Sache wert? Er konnte den freundlichen und immer noch hilflosen Blick seines Zugführers nicht mehr ertragen.
Heinze schwieg. Endlich schien er sich zu fassen. „Ich nehme nicht an, daß Sie ein Lügner sind, Genosse Marten", sagte er hart. „Wahrscheinlich habe ich mich heute Abend doch etwas unklar ausgedrückt. Ich halte meinen Befehl aufrecht. Begeben Sie sich unverzüglich zurück ins Lager. Übermorgen, in unserer Dienststelle, werden wir den Vorfall endgültig klären!"

3. KAPITEL

„Wie weit sind wir schon gefahren?" brüllte er dem Gefreiten ins Ohr. „Zwölf Kilometer!"
Bis hierher hätten wir also gestern unseren Umweg machen müssen, wenn wir die Leitung nicht quer durch den Fluß gelegt hätten, dachte Marten. Er duckte sich hinter dem Rücken des Fahrers. Denn der Fahrtwind trieb das letzte bißchen Wärme aus seiner Uniform. Endlich erreichten sie den Bahndamm, und Marten wies den Fahrer zu der Stelle, an der er abgesetzt werden wollte.
„Ihr Fernsprecher könnt mir manchmal leid tun", sagte der Gefreite zum Abschied. Dann gab er Gas und brauste davon. Eine Weile stand Marten noch lauschend da. Langsam verklang das letzte Tuckern des Motorrades in der Ferne. Da entsann er sich seiner Aufgabe. Er stieg über die Geleise des Bahndamms auf die andere Seite und suchte das abgebundene Ende des Fernsprechkabels. Er klemmte den Fernsprechapparat an, nahm den Hörer ab und begann zu kurbeln. Aber die Leitung war noch tot. Niemand meldete sich auf der Gegenstelle.
Hoffentlich ist Schünemann nicht wieder eingeschlafen, dachte Marten besorgt. Schließlich hatte der gestern ein bißchen viel für seine Kräfte getrunken. Marten nahm den Stahlhelm ab und hockte sich auf einer Bahnschwelle nieder. Ihm war empfindlich kalt. Wenn nur die Sonne bald hochkommt, dachte er. Langsam wurde es heller.
Nach einer Viertelstunde trat er nochmals an den Apparat und kurbelte. Im Hörer knackte es empfindlich laut. Die Gegenstelle ist also bereits angeschlossen!
Endlich meldete sich eine Stimme. „Hallo, wer da?" quäkte es.
„Ich bin es!" rief Marten in den Handapparat.
Schünemann am anderen Ende schien sofort hellwach zu sein. „Hallo! Franz!" rief er, und dann ganz ohne Überleitung weiter: „Mensch, brummt mir der Schädel!"
„Das glaube ich dir. Du warst gestern nämlich ganz schön besoffen!"
Schweigen.
Nach einer Weile: „Wie sieht es bei dir aus, Franz?"
„Zum Kotzen einsam!"
„Bei mir auch. Alles pennt noch!"
So unterhielten sie sich eine Weile. Es war ihnen angenehm, auf diese Art die Zeit zu verbringen. Lagen auch vier Kilometer Kabellängen zwischen ihnen, so fühlte sich doch Marten nicht mehr so allein.
„Ob er was gemerkt hat?" fragte Schünemann plötzlich durch den Draht.
Marten zuckte zusammen. Es war ihm unangenehm, an den gestrigen Vorfall mit Unterleutnant Heinze erinnert zu werden. „Ich hoffe nicht", sagte er zögernd.
„Sicher hat er nichts gemerkt", beschwichtigte Schünemann. Plötzlich hatte Marten das Gespräch über. Er wollte allein mit seinen Gedanken sein. Jetzt wußte er auch wieder, warum ihm innerlich so unwohl war. Er legte den Handapparat auf und spazierte den Bahndamm entlang. Eine

(Fortsetzung auf Seite 562)

AR bietet an:

Hallenser Allerlei

Garnierungen: Soldat Gerhard Lahr
Küchenmeister: Major Christian Klötzer
Abgeschmeckt von Johannes Richard

Nein, es war nicht die beste Idee, daß ich mir den Freiherrn Adolf von Knigge als Reisebegleiter gewählt hatte. „Herr von Knigge", hatte ich zu ihm gesagt, „ich will auf Dienstreise gehen, um zu erforschen, wie die Soldaten bei uns essen. Wären Sie vielleicht mit von der Partie?" (Ich bin nämlich, was gute Eßmanieren anbetrifft, selber nicht ganz sattelfest — der ständige Einfluß der Mitropa-Restaurationen macht sich da bemerkbar. Deshalb, dachte ich, beteilige an deinem Unternehmen diesen alten Experten, sein Name ist geradezu ein Symbol.)

„Aber mit dem allergrößten Vergnügen, mein Verehrtester!" hatte er geantwortet, und seine säuerliche Miene, weniger als einen Moment sichtbar, war dem Ausdruck größten Wohlwollens gewichen. Er hatte sich ein frisches Jabot umgebunden — wir sagen dafür Kragenbinde — die Perücke gepudert und war in den Wartburg der „Armee-Rundschau" eingestiegen.

Der Meister im Umgang mit Menschen zeigte sich als angenehmer Gesellschafter, war immer höflich und zuvorkommend, und daß wir deswegen dauernd auffielen, hätte ich vielleicht noch in Kauf genommen, auch die zuweilen etwas feudalen Ansichten des Herren — immerhin stammt er ja aus dem XVIII. Jahrhundert und trägt einen Zopf, welcher in Preußen verfertigt wurde — nur was wir in der Dienststelle Käseberg erlebten ...

Während der Fahrt hatte ich ihn wie folgt in das Thema eingewiesen:

„Erst einmal geht es darum, daß etwas auf dem Teller ist und daß dieses etwas nicht zu wenig ist. Das Problem des Inhalts ist beim Essen genau wie in der Kunst das Primäre. Was wäre die Eßkultur ohne Essen? Ein Idealismus! Doch die Frage des Inhalts ist bei uns keine Frage mehr, weil wir ein Arbeiter-und-Bauern-Staat sind, worunter Sie sich vermutlich nichts vorstellen können. Jetzt steht die Frage so, daß wir die Höhen der Kultur stürmen, wo auch die Speisesäle liegen sollten. Es handelt sich dabei kurz gesagt um den Feldzug zur Aneignung von Messer, Gabel, Schnittenbrettchen sowie von sauberen Fingernägeln usw.

Nun gibt es Besonderheiten, weil man alles dialektisch betrachten muß, was vermutlich auch nicht Ihre Stärke ist. Wir sind hier bei Soldaten ..."

„Ich verstehe", sagte der Freiherr, „eine durch Subordination bedingte gewisse Roheit, Zügellosigkeit und ein Hinaussetzen über alle Regeln der Moral und bürgerlichen Übereinkunft ..."

„Sie verstehen gar nichts", fiel ich ihm ins Wort, „weil Sie nicht wissen, was eine Volksarmee ist. Sie sollten das im Selbststudium nachholen, Schritt für Schritt." (Der Freiherr machte sich eine Notiz.)

„Die Besonderheit ist, daß hier viele Menschen eng beisammenleben, erstens und zweitens in kurzer Zeit abgegessen haben müssen. Hinzukommt, drittens, daß wir mit der Eßkultur möglichst wenig Spesen machen wollen, was wiederum damit zu tun hat, daß wir eine Volksarmee sind. Trotz der Punkte eins bis drei jedoch ist es möglich, nein notwendig ..."

Wir machten einen Sprung nach vorn, weil der Wagen plötzlich hielt, vor dem Tor der Dienststelle. Pflichtbesessen eilten wir sogleich zum Speisesaal. Links und rechts neben der Tür standen große schwarze Kübel für Essenreste. Der Freiherr rümpfte die Nase:

„Wenn die Bemerkung eines betagten Mannes gestattet ist, Verehrtester, ich finde diese Behältnisse etwas deplaziert." „Na zugegeben, es riecht etwas sauer und sieht nicht gerade hübsch aus, aber das stört doch die Schweine nicht, die das hernach fressen!" versuchte ich uns herauszureden.

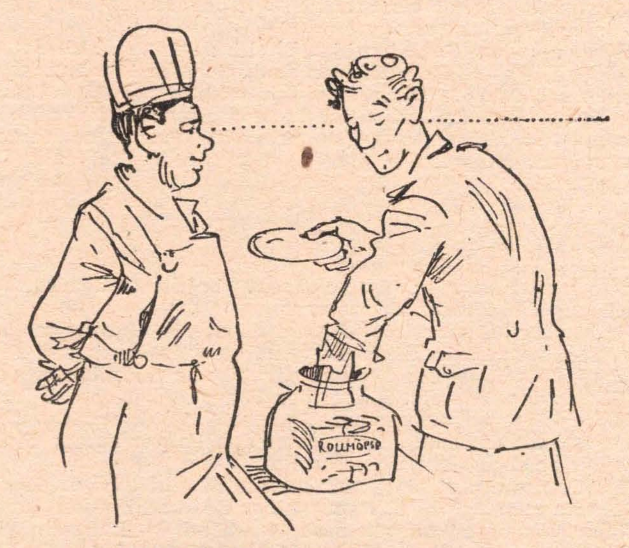
Wir betraten das Innere, welches wie ein Kirchlein beleuchtet war, was bei Kirchlein für die Andacht gut ist, bei diesem Speisesaal aber für mich, weil ich mich eben in Begleitung des Freiherrn befand ...



Der schließt die Augen. Es wär besser,
Er griff zum Lappen, nicht zum Messer.



Der Tischdienst macht die Tische rein.
In' Boden tritt sich's selber ein.



Dieser Koch ist obernett,
Denn er denkt sich: Dreck macht fett.

„Vorsicht Freiherr!“ konnte ich gerade noch rufen, doch schon war es geschehn, und er lag in meinen Armen, gestrauchelt auf einer Margarineportion.
“Ver . . . bindlichsten Dank!“ Er schob die Perücke wieder an ihren alten Platz.
„Ihr Fall beweist“, sagte ich, „die erste Frage, welche den Inhalt betraf, ist bei uns wirklich keine Frage mehr. Sie ist glatt gelöst.“
„Zu glatt“, erwiderte mein Begleiter, „aber es ist nur eine Frage der Form, weil es einen unschönen Anblick ausmacht, wenn man störzet.“
„Nein verdammt, wenn geaast wird, ist das . . .“
Er klopfte mir begütigend auf die Schulter.
„Aber warum echauffieren Sie sich, mein Verehrtester?
Sie haben mich doch wirklich großartig aufgefangen.“
Was sage ich, er versteht nichts! Inzwischen waren wir quer durch den Saal gegangen. Er schaute dabei an den kahlen Fenstern hoch und auf die kahlen Tische und stellte fest: „Speisesaal für Subordinierte!“
Emsige Tischdienste waren dabei, die Verpflegung auszubreiten. Im äußersten Notfalle machten sie auch von Tellern Gebrauch, aber selbst beim Verteilen von Fleischsalat trat ein solcher Notfall nicht ein.
„Sehr wohl, für Subordinierte geziemen sich keine Teller“, bemerkte der Freiherr.
„Bei uns gibt es keine Subordinierte und darum Teller“, konterte ich fuchtig werdend, „und es ist nur Schlamperei, wenn sie nicht genommen werden“. Um das dem Freiherrn zu beweisen, fragte ich einen Tischdienst nach den Tellern. Er antwortete: „Es ist eine Sauerei. Wir kommen nicht an die Teller ran, weil der W.v.D.-Gehilfe den Schlüssel zu unserem Geschirrschrank vergessen hat.“
Nachdem der W.v.D.-Gehilfe den Schlüssel geholt hatte, ließ ich den Schrank öffnen. Jetzt sollte der Freiherr mal sein blaues Wunder erleben. Er erlebte es. Der kompanieeigene Geschirrschrank war für eine solche Visite sehr wenig prädestiniert. Doch der Freiherr erwies sich als echter Gentilhomme. Er übersah all das, was bereits beim Geschirrspülen übersehen worden war. Es gab viel zu übersehen.
„Jeder wäscht bei uns seine Teller selber auf. Das hat sich als das einzig Zweckmäßige erwiesen“, erläuterte der W.v.D.-Gehilfe. Im untersten Fach standen vier Teller mit Marmelade, gewiß aufbewahrt, um das allmorgendliche Sortiment zu vergrößern, denn es befanden sich darunter Sorten, die es schon wochenlang nicht mehr gegeben hatte.
Plötzlich füllte sich der Speisesaal mit Soldaten, so daß wir grade noch zur Seite springen konnten. Ich las es dem Freiherrn vom Munde ab, daß er etwas laut dachte, und hielt mein Ohr direkt vor denselben.
„Jetzt verstehe ich, was Sie mit ‚Sturm auf die Höhen der Kultur‘ meinen, wo auch die Speisesäle liegen sollten“, verstand ich.
„Sie verstehen mich miß!“ protestierte ich, aber es drang nicht bis zu ihm.
Er schaute den Soldaten beim Essen zu und stellte plötzlich fest: „Aber ein Becher stand Subordinierten schon zu meiner Zeit zu.“ Ich erkundigte mich beim W.v.D. „Wir haben das schon angesprochen“, sagte er.
Ich erkundigte mich bei einem Soldaten ohne Becher.
„Ich habe keinen — Durst“, antwortete er. Dann nahm er aus dem Becher seines Nachbarn einen großen Schluck. Also sagte ich zum Freiherrn:
„Erstens, sie haben alle einen, nur nicht immer dabei. Zweitens, sie helfen sich gegenseitig aus. Das ist zwar nicht hygienisch, aber es beweist Kollektivgeist!“
Der Freiherr schwieg, sicher, weil er nicht eingestehen wollte, daß er nicht wußte, was ein Kollektivgeist ist. Beim Verlassen des Speisesaals passierte es wieder.
„Vorsicht Freiherr!“ konnte ich grade noch rufen, doch er hatte die Pellkartoffel schon am Kopf.
„Keine aggressive Handlung, was Sie betrifft“, entschuldigte ich uns, „eher ein Ausdruck überschäumender Lebensfreude, vielleicht das Zielwurftraining eines Enthusiasten“. Doch wenn mich das Zischen der vorbeifliegenden Kartoffel nicht getäuscht hatte, bemerkte der Freiherr nur: „Scheiße!“
Als wir bereits wieder im Wartburg saßen, fragte mich der Freiherr:
„Und Verehrtester, haben Sie die Ehre, den Kommandeur dieser Garnison zu kennen?“
„Hauptmann Käseberg“, antwortete ich der Wahrheit gemäß, worauf der Freiherr lächelte und gleich darauf einschlief.
Während also der Freiherr ein Nickerchen machte, schließlich ist er nicht mehr der Jüngsten einer, sausten wir im achtziger Schnitt der Einheit Hack entgegen.

•

Während ich, am Ziele angelangt, am kleinen Tor unseren Dienstauftrag vorzeigte, rollte ein großer Wagen durch das große Tor, ein Wagen mit schönen neuen Kartoffeln. Uns prüfte ein Feldwebel mit Stahlhelm, die Kartoffeln ein Major.



**Machte es nur jeder so!
Kontrolle ist das A und O.**

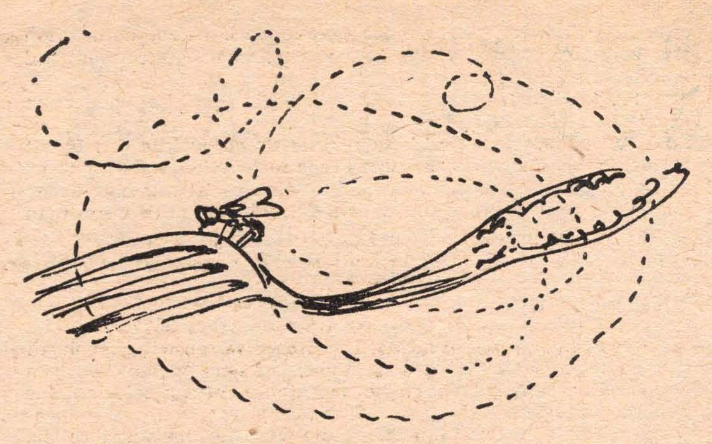


**Liegt die Stulle in der Büchse,
Schmeckt sie nicht nach Stiefelwichse.**

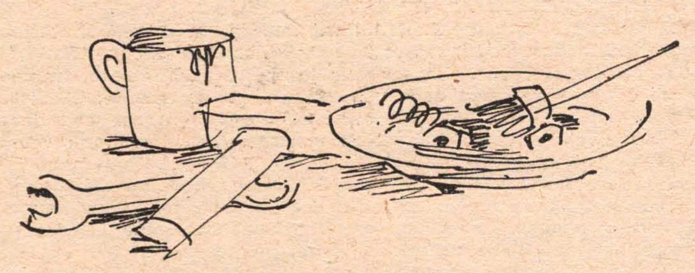


**Hätt' doch jeder Küchenmeister
Solche Platten, die begeistern!**

„Wieso inspiziert ein hoch Chargierter Kartoffeln?“ wollte Freiherr von Knigge wissen. Ich fragte den Major:
„Sie interessieren sich für Kartoffeln?“
„Selbstverständlich“, sagte er, „es sind die Kartoffeln meiner Soldaten. Ich kontrolliere, was wir bekommen. Zu einem guten Dienst gehören gute Kartoffeln.“
Es war der Kommandeur der Einheit, Major Hack.
„Ich finde es nicht standesgemäß, wenn sich ein Major um Kartoffeln kümmert, noch dazu um Kartoffeln für Subordinierte!“ rügte der Freiherr.
Erst blamiert man sich mit den Soldaten vor dem Knigge, jetzt blamiert man sich mit dem Knigge vor den Soldaten. Man muß ihn etwas auf „Abseits“ halten, dachte ich mir.
„Gehen wir doch mal in die Spülküche“, schlug ich vor.
Wir betraten das Küchengebäude durch die Hintertür. In der Spülküche blitzten blitzblanke Kunststoffteller in den Regalen. Zwei Frauen waren beim Abwaschen. Ich stellte uns vor. Sie legten einen Augenblick die Lappen aus den Händen.
„Sie sollten mal unsere Unteroffiziere ein bißchen zusammenstauchen“, sagte die eine, die Frau Rothe. „Ein paar von denen sind ja so ordinär. Ich bin gewiß flink mit dem Bedienen. Trotzdem heißt es, wenn nicht gleich alles dasteht: ‚Wann kriegen wir denn was zu saufen!‘ Wer ‚Saufen‘ und ‚Fressen‘ sagt, den bediene ich nicht.“
„Wer dient, decke nie die Fehler derjenigen auf, deren Brot er ißt“, bemerkte der Freiherr.
Sag ich's nicht, der Mann ist wirklich von gestern.
„Ja, was das Brot betrifft“, sagte die andere, die Frau Reinert, sie hatte den Knigge nicht richtig verstanden, weil er zahllos ist, gottseidank, „früher einmal haben sie richtig geaast mit dem Brot. Aber jetzt, seitdem es die Körbe gibt und das Brot geschnitten wird, sind w i r diese Sorge los.“
Die fleißigen Frauen hatten noch viel Arbeit, und wir verabschiedeten uns darum rasch wieder von ihnen. Dabei kam es erneut zu einem besonderen Vorkommnis. Als die eine dem Freiherrn den Arm hinhielt zur Verabschiedung, weil ihre Hand naß war, fiel der Freiherr in Ohnmacht, kam dann aber bei der Behandlung mit kaltem Wasser rasch wieder zu sich.
Daraufhin besichtigten wir den Speisesaal. Knigge schaute an den Fenstern hoch, an denen Gardinen hingen, schaute auf die Tische, auf denen weiße Wachstuchdecken lagen, betrachtete die Wände, die mit Bildern und Hängepflanzen geschmückt waren, nickte beifällig und sagte:
„Speisesaal für Chargierte.“
„Für Mannschaften, Freiherrchen, für Mannschaften“, sagte ich triumphierend und schlug ihm auf die Schulter.
Da entdeckte uns der Kommandeur und kam auf uns zu.
Er sagte:
„Warum siehts im Speisesaal so aus? Weil wir uns drum gekümmert haben, wie unsere Soldaten, unsere Klassengenossen essen, und weil wir immer dran sind.“ Dann nahm er mich beiseite und fügte leise hinzu: „Wenn wir sagen würden, wir haben Ordnung und uns nicht mehr um den Eßbetrieb kümmern würden, dann hätten wir in vier Wochen genauso eine Freßbude, wie das mal eine gewesen ist.“
„Was sind das, Klassengenossen?“ fragte mich der Freiherr. Wie sollte ich ihm das erklären, wo er doch nicht einmal die Grundlagen kannte.
„Das ist eine Frage des Charakters“, sagte ich.
„Und dieser Major, er hat einen guten?“
„Nein, diese Armee, sie hat einen sozialistischen.“
„Aber die Garnison des Herrn Käseberg hat einen anderen, weil man da auch anders speiset?“
„Nein, denselben.“
„Ich verstehe, das ist die sogenannte Dialektik, von welcher wir zuvörderst sprachen.“
„Nein, eine Schlamperei.“
Der Freiherr machte sich eine Notiz.
Emsige Tischdienste eilten mit Brotkörben sowie mit Schüsseln, in denen Bratenstücke und Birnen waren, an uns vorbei.
Punkt dreizehn Uhr ging die Tür auf, die Soldaten rückten ein, geordnet wie bei der Grundausbildung. Keiner, der nicht das Schanzzeug dabei gehabt hätte, das man in diesem Feldzug braucht: Messer, Gabel, Löffel, wohlverwahrt in einer Wachstuchtasche. Die Reihe der Soldaten erreichte den Essenschalter, teilte sich. Je drei Köche arbeiteten wie am Fließband, Kartoffeln, Rotkraut, Soße, Kartoffeln, Rotkraut, Soße. Im Nu hatte jeder Soldat eine dampfende Portion auf dem Teller, ging damit an seinen Platz.
„Der Sturm auf die Höhen der Kultur, wo sich auch die Speisesäle befinden sollten, wie sie des öfteren zu bemerken beliebten, vollzieht sich hier ganz exzellent nach militärischem Reglement, muß ich feststellen“, lobte der Freiherr, der die Vorgänge um uns herum aufmerksam beobachtet hatte.
„Übrigens, ich verspüre einen gewissen Hunger, mein Verehrtester. Wie ich bemerke, sind an diesem Tisch dort noch zwei Plätze frei. Wollen wir nicht hier der Mahlzeit teilhaftig werden?“



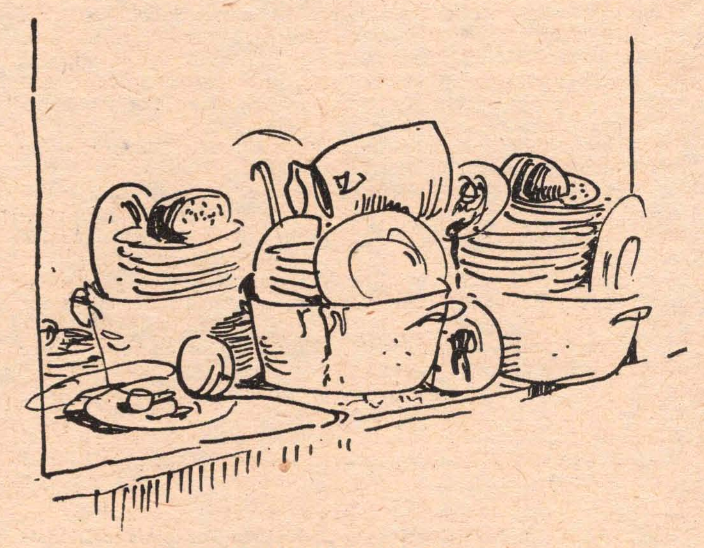
Gabeln, dreckig in dem Schrank
Machen sogar Fliegen krank.



Teller, die man so verwendet,
Sind, laut Vorschrift, zweckentfremdet.

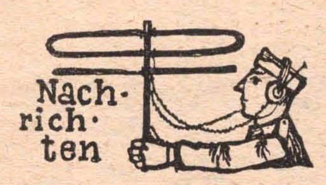


Solche Kannen gibt es auch,
Kaffee kommt hier aus dem Bauch.



Dieses hier ist fehl am Platz,
Auch als Stillebenersatz.

KULTURMAGAZIN Literatur, Kunst, Kulturpolitik

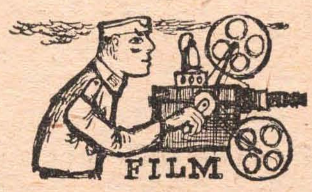


Eine 14tägige Tournee durch die CSSR unternahm eine Gruppe junger Talente aus der NVA. Sie folgte einer Einladung der Tschechoslowakischen Volksarmee. A. R.

13 Genossen sowie ein Kabarett und eine Musikgruppe unserer Seestreitkräfte konnten sich für den Wettstreit junger Talente des Bezirkes Rostock qualifizieren. Besonders gute Leistungen zeigten: Obermatrose Metzner (Pantomime), Matrose Herzel (Chansons), Obermatrose Koß (Klavier) und Leutnant Böhland (Gitarre). D. H.

Die schreibenden Soldaten des Verbandes Ernst kamen am 17. und 18. September 1960 zu einer Wochenendschulung zusammen. Der Schriftsteller Genosse Gerd Haines gab ihnen methodische und thematische Hinweise. Die Arbeit des Genossen Soldat Mehlhorn stand im Mittelpunkt einer angeregten Diskussion über Inhalt und Form künstlerischer Arbeiten.

Die besten Laienspielgruppen des Dienstbereiches Kunath trafen sich zu einem Wettstreit. Sieger wurde die Gruppe der Einheit Prang mit dem Stück „Hamlet in Heidelberg" von Hans Pfeiffer.
Besonders die Leistung des Kanoniers Schrenk verhalf der Gruppe zu diesem Erfolg.
Die Jury machte sein Studium an der Schauspielschule nach Abschluß der Armee-Dienstzeit an Ort und Stelle perfekt. Den zweiten Platz belegte die Gruppe der Einheit Hack mit „Die Gewehre der Frau Carrar" von Bertolt Brecht (AR Nr. 7/60), den dritten Platz die Gruppe des Truppenteils Wal mit dem Einakter „Der Bruder" nach einer Erzählung von Erich Weinert. Diese Gruppe bedarf dringend fachlicher Hilfe. G. W.



„FÜNF PATRONENHÜLSEN." Ein DEFA-Film, der uns fesselt und begeistert. Ein Film, mit dessen Helden wir leben, dürsten und kämpfen.
Walter Gorrisch (Buch) und Frank Beyer (Regie) erzählen uns eine ganz einfache Geschichte: Spanienkrieg. Ein Kommissar muß mit sechs jungen Genossen den Rückzug decken. Sie werden von den Faschisten eingeschlossen, ihre Lage ist hoffnungslos, wenig Munition, kein Wasser. Der Kommissar fällt. Im Sterben nimmt er seinen Genossen das Versprechen ab, sich mit einem wichtigen Plan zu den eigenen Linien durchzuschlagen. Der Plan wird in fünf Teile zerrissen, jeder verbirgt seinen Fetzen in einer Patronenhülse.
Schwer ist der Weg dieser Genossen. Schlimmer noch als der Kampf gegen die faschistische Übermacht ist der Kampf gegen Hitze und Durst. Oft verzweifeln sie, doch bis zum Ende bewährt sich der letzte Befehl ihres Kommissars: „Bleibt zusammen, dann werdet ihr leben!"
Eine kleine Begebenheit, eine von vielen. Aber in dieser Episode lernen wir sieben Menschen kennen, jeder hat seine eigenen Träume, seine besonderen Schwächen und seinen besonderen Mut, jeder liebt anders, jeder haßt anders, doch alle lieben die Freiheit und hassen den Faschismus. Alle sieben verbindet eine Idee — sie sind Kommunisten. In ihren Schicksalen spiegelt sich das Heldentum des ganzen spanischen Freiheitskampfes wider.
Der Film hat weder oberflächliche Spannungseffekte nötig, noch unechtes Pathos, noch platte Agitation, weil er uns keine Schemen zeigt, sondern Charaktere. Schlicht und selbstverständlich wird ihre Geschichte erzählt.
Jeder Soldat unserer Volksarmee wird sich mit den Soldaten der internationalen Brigaden verbunden fühlen, er wird sich an ihrer hohen Selbstdisziplin ein Beispiel nehmen, an ihrer Gemeinsamkeit und Tapferkeit. Das Wissen „wofür", der Kampf um die gerechte Sache — das ist es, was die Spanienkämpfer zu wahren Helden macht, und was den sozialistischen Soldaten unserer Armee auszeichnen muß.

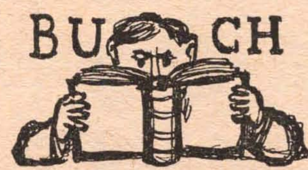


„Fünf Patronenhülsen" — ein Spanienfilm für die Menschen von heute.

Die Bibliothekarin und ihre Soldaten



Ein Soldat gibt ein Buch zurück. „Hat es Ihnen gefallen?" fragt die Bibliothekarin. Es entwickelt sich eine Unterhaltung. Zum Schluß sagt der Soldat:
„Jetzt möchte ich gern ein gutes Buch aus unserer Zeit."
„Wie wär's mit ‚Ein neues Kapitel' von Willi Bredel?"
Der Soldat liest den Klappentext und nimmt das Buch. Die Bibliothekarin hat ihn stets gut beraten.
Die Bibliothekarin, Genossin Reinhilde Gerhardt, ist noch jung. Direkt vom Studium an der Fachschule für Bibliothekare in Leipzig kam sie in die Dienststelle Fr. der Nationalen Volksarmee. Das ist nun schon einige Jahre her.
„Worin sehen Sie das Wesentliche Ihrer Arbeit?"
„Nicht das Ausleihen ist die Hauptsache", sagt sie, „sondern die vielen persönlichen Gespräche sind es. Man lernt dabei die Genossen kennen. Nur so kann man ihnen helfen, das Richtige zu finden. Natürlich muß man vor allem viele Bücher kennen. Eine Bibliothekarin, die selbst nicht viel liest, kann auf die Dauer nicht bestehen."
„Wie unterstützen Sie den Unterricht?"
„Fast zu jedem Thema im Politunterricht finden bei uns Buchbesprechungen statt. Meistens arbeite ich sie aus. Mit Hilfe der FDJ-Gruppen fand ich eine Anzahl Soldaten, die bereit waren, ebenfalls Buchbesprechungen auszuarbeiten und zu halten. Die Thematik und die Schwerpunkte lege ich vorher zusammen mit den Politstellvertretern und den Unterrichtsgruppenleitern fest."
„Wie kommen Sie mit der vielen Arbeit außerhalb des eigentlichen Buchverleihs zurecht?"
„Es ist nicht immer leicht und kostet manche Stunde Freizeit. Aber bisher bin ich ganz gut fertig geworden. Wenn man viele Bücher kennt, weiß man auch, auf welche Abschnitte es bei einer Buchbesprechung ankommt."
Die hohe Leserzahl, die peinliche Ordnung in der Bücherei und die lebendige Arbeit mit dem Buch unter den Soldaten beweisen, daß Genossin Gerhardt nicht Buchverleiherin, sondern Erzieherin ist.



Als der Kommandeur eines französischen Bataillons Watrin im zweiten Weltkrieg seine Truppe nach Volmerange zurückführt, ist er noch der alte verknöcherte Berufssoldat. Im Gegensatz zu Francois Soubeyrac, seinem pazifistisch gesinnten Leutnant, ruft dieser Krieg anfangs in ihm keinen Gewissenskonflikt wach. Welten trennen die beiden voneinander, dennoch begegnet Watrin seinem Leutnant mit verstecktem Wohlwollen. Achtet er es, daß Soubeyrac trotz der Ablehnung des Krieges ein hervorragender Soldat ist? Bemerkt er diesen Zwiespalt des Leutnants, der sich vergebens über sein Handeln Rechenschaft zu geben versucht? Der Tote von Volmerange greift in das Leben der beiden Soldaten ein. Watrin, der die Exekution des gegen jedes Recht zum Tode Verurteilten leiten muß, vermag diesen Fall ebenso wenig zu vergessen wie Soubeyrac. Sein Gerechtigkeitssinn ist erschüttert, und die Unschuld des Toten läßt ihn an der Sittlichkeit dieses Krieges zweifeln. Desto mehr jedoch verwundert ihn Soubeyrac's Soldatentum. Später, in der Gefangenschaft, lernt Soubeyrac selbst erst sein unbewußtes Handeln zu begreifen, reifen die Widersprüche, mit denen er und Watrin unabhängig voneinander gerungen haben, zu der Erkenntnis, daß der Kriegsgegner mit der Waffe nicht undenkbar ist, sondern sie zur Hand nehmen muß, wenn es gilt, eine gerechte Sache zu verteidigen. Somit ist sein Handeln sittlich.
Armand Lanoux, der Autor des Buches **„DER TOTE VON VOLMERANGE"**, hat es verstanden, die innere Auseinandersetzung zweier Menschen mit dem Problem des Krieges mitten im Kampfe interessant zu gestalten. Das Ringen des französischen Bataillons mit den deutschen Aggressoren bildet die äußere Handlung dieses auch sprachlich gereiften Romans, der unbedingt des Lesens wert ist.

„MORGEN, WENN WIR EINANDER LIEBEN", von André Stil. Schlimme Erlebnisse im Algerienkrieg haben den einst lebenslustigen, verliebten Raymond verändert. Lange dauert es, bis sein Blick frei wird für die Zukunft und eine Entscheidung sich anzudeuten beginnt.

„KOMMANDANT ULISSE" von Davide Laiolo. Mit dem Sturz Mussolinis scheint für den italienischen Hauptmann Ulisse alles verloren. Seine faschistische Erziehung macht es ihm schwer, die Wahrheit zu begreifen. Die Begegnung mit einer Partisanengruppe hilft ihm, seine Verblendung zu überwinden.

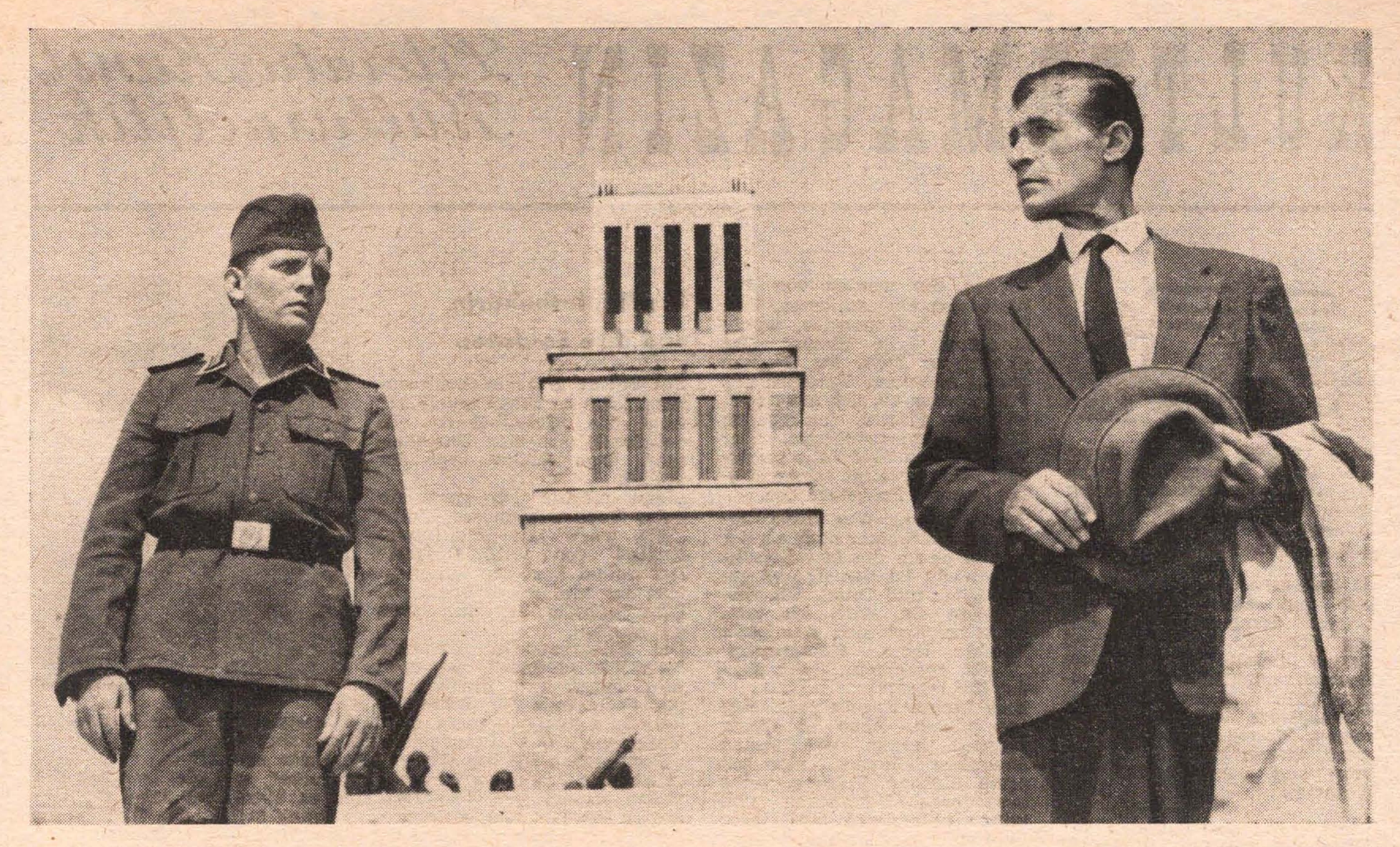


Foto: DEFA-Schütt

„Schritt für Schritt“ / Meinungen zu dem neuen DEFA-Film und unserer Filmkritik in Heft 10/60

Wie stehst du zur Nationalen Volksarmee?

Ich sah den Film in einer geschlossenen und einer öffentlichen Vorstellung. Beide Male war ich, wie der größte Teil der Anwesenden, ergriffen und begeistert. In der öffentlichen Vorstellung gab es, was wohl nicht alltäglich ist, spontanen Beifall auf offener Szene.
In dem Film wird eindeutig die Frage gestellt: Arbeiter, Intellektueller, Jugendlicher, wie stehst du zu deiner Arbeiter-und-Bauern-Macht, zu deiner Nationalen Volksarmee?
Die Beantwortung dieser Frage im Film ist gradlinig und ohne Umschweife. Der Zuschauer wird direkt angesprochen und zur persönlichen Entscheidung herausgefordert. Die klare parteiliche Aussage wird mit künstlerischen Mitteln überzeugend gestaltet. Gerade deshalb ist der Film aktuell, künstlerisch wertvoll und von großer erzieherischer Bedeutung.
Das Wesentliche für die Einschätzung eines beliebigen Ereignisses ist doch, daß man einen prinzipiellen Standpunkt bezieht, der nicht bestimmt wird von irgendwelchen, nur ästhetischen Betrachtungen, sondern von den Erfordernissen des politischen und gesellschaftlichen Lebens in unserer Republik, von den Aufgaben, die der Kampf um den Sieg des Sozialismus und die Erhaltung des Friedens stellt.
Deshalb muß man die Redaktion fragen, wie es geschehen konnte, daß N. F. und B. K. ihre offensichtlich persönliche Abneigung gegen den Film als offizielle Auffassung der Redaktion veröffentlichen konnten.

Major Frenzel

Einen Schritt weiter

Sollte jemand nicht wissen, was Optimismus ist, muß er sich den Film „Schritt für Schritt“ ansehen. Als ich das Filmtheater vorhin verließ, fühlte ich nicht nur in mir Optimismus. Er begegnete mir in den Äußerungen der Besucher, und ich behaupte, alle hatten wir einen Gedanken: Unser Leben ist schön. Wir sind stark. Aber wenn wir vergessen, was vor dem war, welche Opfer es unser Volk kostete, ehe dieses Leben begonnen werden konnte, wenn wir vergessen, daß wir noch heute gemeingefährliche, verbrecherische Gegner haben, hieße das, unsere Errungenschaften preiszugeben. Das zu wissen ist gut, danach zu handeln besser. Diesen Vorsatz gewinnt jeder Besucher, ohne daß während des Filmes einmal der „Zeigefinger“ gehoben wird.
Der Film behandelt einen echten Konflikt unserer Tage, an dessen Entstehung und Lösung die Nationale Volksarmee als Teil unseres Lebens, wie jeder andere Bereich, beteiligt ist. Der beste Konflikt taugt nichts, wenn er einseitig, trocken und schematisch gelöst wird. „Schritt für Schritt“ gibt ein Beispiel, wie vielseitig, wie reich unser Leben an lustigen, netten, liebenswerten, ernsten, bedeutsamen und schönen Begebenheiten ist, und alle dienen sie der Entwicklung der Handlung und der Lösung des Konfliktes, ohne daß eine Frage offenbleibt, oder ein Bruch zu spüren ist. Es gibt noch viele ähnliche Probleme. Ich wünschte zu ihnen ebensolche guten Filme oder Theaterstücke.
Es gibt viel zu dem Film zu sagen. Viele sollten ihre Meinung über ihn schreiben. In allen Einheiten der Nationalen Volksarmee und in allen Schulklassen sollte der Film zum Mittelpunkt gründlicher Diskussionen werden.

Oberleutnant Walter Flegel

Erziehung im Kollektiv

Dieser Film hat gegenüber anderen Filmen dieser Art einen Vorteil: Er stellt nicht nur das Leben in unserer Armee dar, sondern beschäftigt sich vor allen Dingen mit den Konflikten des Vaters von Hanne. Viele Väter denken bestimmt noch so wie er. Sie sollten sich diesen Film einmal ansehen und dann urteilen, ob ihre Meinung von unserer Armee die richtige ist. Wie mir schien, hat man aber eines in diesem Film zuwenig beachtet; das Leben Hannes in unserer großen Gemeinschaft. Die Armee bildet nicht nur junge Genossen aus, sondern erzieht sie auch. Bestimmt hätten die Genossen seiner Gruppe ihm den richtigen Weg gewiesen.

Schütze Bach

Probe bestanden

Die steigende Aktivität der Revanchisten und Militaristen in Westdeutschland macht es bitter nötig, daß sich jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik über die Notwendigkeit und den Charakter unserer bewaffneten Streitkräfte Klarheit verschafft. Der Film „Schritt für Schritt“ hat diese Frage zum Anliegen.

Viele Menschen haben ihn bereits gesehen, und er hat seine Probe bestanden. Das Erlebnis der Premiere und meine Gespräche mit vielen Besuchern haben gezeigt, daß der Film ernst genommen und verstanden wird. Selbstverständlich tauchten auch Einwände auf, die sich auf Mängel in der künstlerischen Gestaltung bezogen. Auch die Schöpfer des Filmes haben hier und da Dinge entdeckt, die sie gern glücklicher gelöst hätten. Aber alle waren sich darin einig, daß dieser Film gerade jetzt durch seine Aktualität und in seiner Klarheit nötig ist und daß er so eine Aufgabe erfüllt, daß er uns alle anspornen wird zu neuen Filmen dieser Thematik. Deshalb wundere ich mich über die Haltung der Autoren, die in der „Armee-Rundschau“ Heft 10/60 eine Beschreibung geliefert haben, die offensichtlich an der Bedeutung des Filmes vorbeigeht.

Die Besucher wissen etwas mit dem Film anzufangen und geben durch ihr Interesse Antwort auf die Frage, ob das Thema richtig gewählt wurde. Ich betrachte den Film als einen gelungenen Anfang auf dem Weg, die Notwendigkeit der Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes mit den Mitteln der Filmkunst darzustellen. Durch diesen Film werden viele Menschen Schritt für Schritt den Weg der Erkenntnis gehen, den der Dreher Rochlitz gegangen ist.

Major Rochlitzer

Gedanken über die Vergangenheit machen

Es gibt bestimmt so manchen, der die Notwendigkeit der Nationalen Volksarmee nicht einsieht, da er sich über die Vergangenheit und über die Zukunft, genau wie in dem Film geschildert, keine Gedanken macht. Viele Arbeiter und Bauern sehen heute nur ihren gesicherten Arbeitsplatz und das sorglose Leben, das sie in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat führen. Daß das vor wenigen Jahren noch nicht so war, ist oft schon in Vergessenheit geraten. Daß die Errungenschaften unseres friedliebenden Staates durch den westdeutschen Militarismus bedroht sind, daran denken viele Menschen ebenfalls nicht. Die Nationale Volksarmee, die eine Armee zum Schutze des Eigentums des ganzen Volkes ist, muß bestehen. Das wird jedem einzelnen klar werden, der den DEFA-Film „Schritt für Schritt“ gesehen hat. Deshalb ist es nur zu wünschen, daß der Film große Verbreitung findet.

Ruth Treschewski

Stoff zum Nachdenken

Dieser Film, der erste, der das Leben in der NVA etwas näher zeigt, hat mir gut gefallen. Das Thema ist sehr gut gewählt und auch die Darsteller, besonders H. Hindemith in der Rolle des Kommandeurs und R. Schelcher als Dreher Rochlitz, waren sehr eindrucksvoll und wirksam gestaltet. Dagegen war der Sohn zu farblos. Einige Szenen schienen mir sehr gelungen, besonders die Erziehungsarbeit des Kommandeurs mit seinen Soldaten und die Szene im Klub der Armee, als der Kommandeur sehr eng mit den Soldaten in der Freizeit zusammen war.

Man kann sagen, daß dieser Film eine gute Stütze für die Erziehungsarbeit in der NVA ist. Er gibt manchem Kommandeur Stoff zum Nachdenken.

Erfreulich wäre es, wenn noch mehr solche Filme über das Leben in der NVA gedreht würden.

Hauptfeldwebel H. Lembke

Ernsthaft und parteilich auseinandersetzen

Schon oft wurden in der „Armee-Rundschau“ Filme besprochen und dadurch die Angehörigen der Armee informiert und angeregt, die Filme anzusehen. Jetzt erscheint der erste DEFA-Film, der sich mit einigen wichtigen Problemen der Einstellung unserer Menschen zur Armee unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates beschäftigt.

Wenn es Aufgabe der „Armee-Rundschau“ ist, richtig zu orientieren, zu erziehen, anzuregen — glaubt ihr, daß ihr das mit eurer „Kritik“ erreicht habt? Sicherlich doch nicht, Genossen!

Eure Kritik scheint mir etwas sehr notwendig zu machen — eine gründliche Selbstkritik. Holt sie recht bald nach!

Oberst Bartz



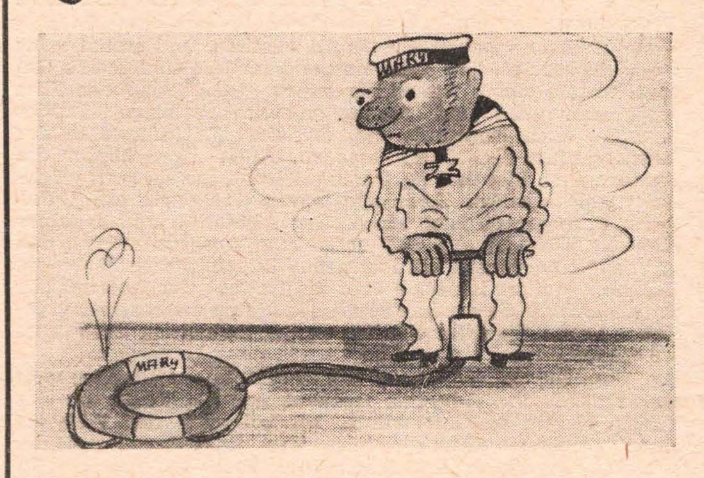


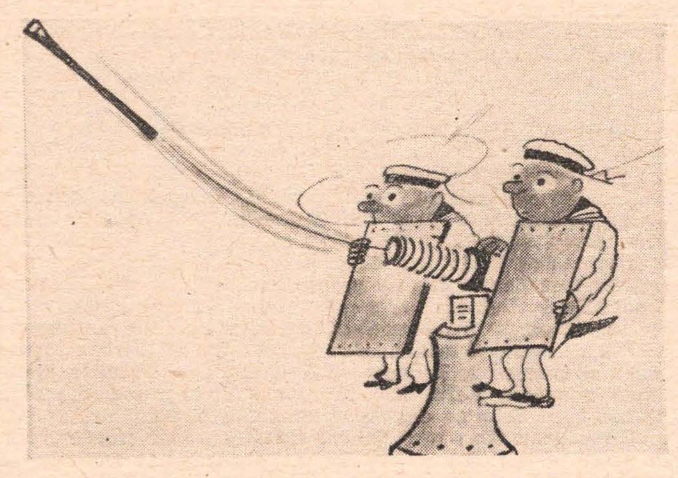
Entlang der Strecke *(Fortsetzung von Seite 555)*

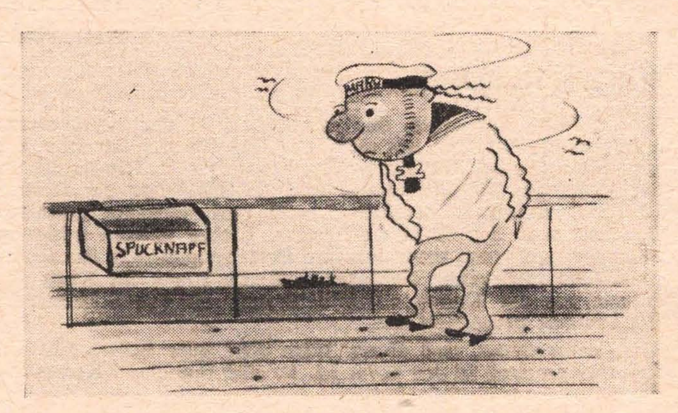
quälende Ungewißheit hatte ihn ergriffen. Wenn nun Unterleutnant Heinze doch etwas bemerkt hat, fragte er sich. Er hätte viel darum gegeben, wenn sich der gestrige Tag ungeschehen machen ließe.
Ich muß einen Entschluß fassen, sagte er sich. Aber was soll ich denn tun? Soll ich mit Unterleutnant Heinze sprechen und ihm die Wahrheit sagen? Unschlüssig setzte er seinen Weg fort.
Mehr als zwei Stunden waren vergangen. Marten wurde die Zeit allmählich zu lang. Außerdem meldete sich der Hunger. Er hatte sich, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, ein wenig beruhigt. Die Sonne stand bereits über den Waldspitzen. So suchte er sich ein warmes Plätzchen, wo der Boden nicht mehr so feucht war und setzte sich.
Plötzlich hörte er in der Ferne einen gedehnten Pfiff. Marten starrte in die Richtung, aus der der Zug kommen mußte. Die Geräusche wurden stärker. Da kamen auch schon die ersten offenen Güterwagen um die Kurve, die einen Wald durchschnitt.
Sofort unterrichtete Marten das Lager vom Eintreffen des Zuges.
„In Ordnung", nahm Schünemann die Meldung entgegen, „bei uns reißen sie schon das Lager ab!"
Als Marten aufblickte, war die Lokomotive bereits vom Transport abgehängt und dampfte davon. Wieder war er allein. Nach einer Stunde hörte er von der Landstraße her Motorengebrumm.
Fahrzeuge bogen ein und fuhren vorsichtig neben den Geleisen her. Am Ende des Zuges machten sie Halt. Die Soldaten sprangen ab. Marten konnte sie jetzt genau erkennen. Abermals rief er das Lager an und meldete.
„Zur Kenntnis genommen", quittierte Schünemann. „Bei uns wird übrigens schon die Marschkolonne zusammengestellt."
Marten dankte. Als er aufblickte, sah er einen langen, spindeldürren Leutnant auf sich zustelzen. „Sind Sie von der Artillerieabteilung?" rief er schon von weitem und kam schaukelnd näher.
Marten erhob sich, klopfte seine Uniform ab und nickte.
„Dann melden Sie Ihrem Kommandeur, daß in einer halben Stunde verladen werden kann!" Schwankend blieb er vor dem Fernsprechsoldaten stehen und blickte auf ihn herab. „Und sagen Sie Ihrem Kommandeur, daß er sich beeilen soll. In zwei Stunden wird der Transport herausgezogen!"
„Zu Befehl", sagte Marten und nahm Haltung an. Und im stillen dachte er: Der tut ja, als wäre er ein Armeegeneral, dabei ist er ja nur ein kleiner Leutnant. Was der sich nur einbildet! Wir verladen unsere Abteilung in einer halben Stunde! Der soll sich mit seiner Truppe nur beeilen, damit er seine Verladerampe rechtzeitig zusammengesetzt bekommt. Er hockte sich nieder, um auch diese Meldung durchzugeben.
„Das wird auch Zeit", rief Schünemann zurück, „unsere Kolonne ist gleich abmarschbereit. Bloß wir müssen noch dieses dämliche Kabel auftrommeln. Du kannst dich jetzt aufs Ohr legen! Ich klemme ab!"
Marten hörte noch ein letztmaliges Knacken in der Leitung. Dann war die Verbindung unterbrochen.
Nach einer Weile gesellte sich Marten zu den Pioniersoldaten. Unter der Führung ihres dünnen Leutnants setzten sie die Teile der transportablen Verladerampe zu einer schiefen Ebene zusammen. Er bewunderte die Geschicklichkeit der Soldaten und mußte sich gestehen, daß er die Fähigkeiten der Pioniere bedeutend unterschätzt hatte. Die können was, sagte er sich. Trotzdem wollte es ihm nicht in den Kopf, daß diese schwachaussehenden, gerippten Stahlträger der Rampe ein Geschütz, geschweige ein schweres Zugmittel tragen sollten.
„Fertig!" rief da plötzlich der Leutnant, fuchtelte wie zur Bestätigung mit seinen langen Armen umher und schlenderte begutachtend um die Verladerampe.
Der hat viel Ähnlichkeit mit unserem Habermalz, stellte Marten fest und gesellte sich zu den Soldaten, die sich am Bahndamm niedergelassen hatten. „Euer Leutnant ist aber ein komischer Kauz," sagte er zu ihnen und hoffte, daß sie seiner Bemerkung zustimmen würden.
„Was geht's dich an, Artillerist", brummte statt dessen ein älterer Stabsgefreiter, „er kann was und ist auch so ganz in Ordnung." Nach diesen Worten riß er sich von seiner Zeitung ein Stück Papier ab, streute grobgeschnittenen Tabak darauf und drehte sich eine dicke Zigarette.
Wer weiß, was ich oder gar Schünemann über unseren Vorgesetzten jetzt erzählt hätten, dachte Marten.
Unterdessen begannen die anderen Pioniersoldaten zu frühstücken. Marten spürte plötzlich, daß der Hunger an ihm stärker als je zuvor nagte. Verlangend blickte er zu den kauenden Soldaten hinüber.

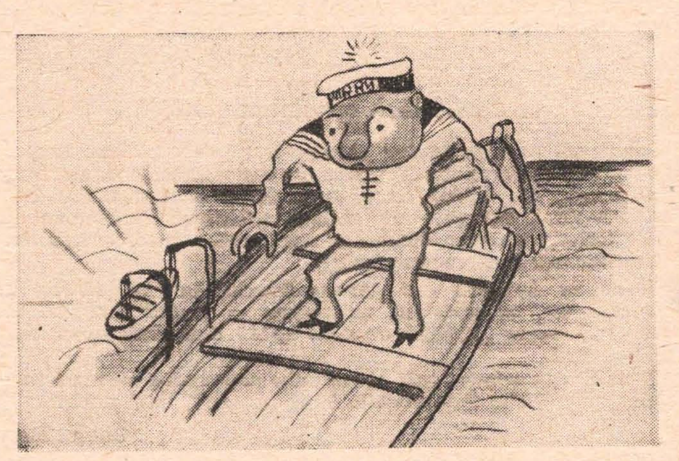
(Fortsetzung auf Seite 564)

Gut Lachen









KREUZWORTRÄTSEL

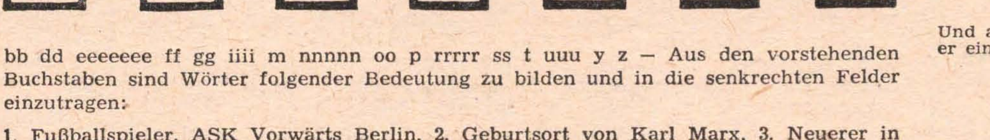
Waagerecht: 1. Metall, 4. Steuereinrichtung auf Schiffen, 8. Ziergefäß, 12. Staat in Vorderasien, 13. größte Wüste der Erde, 15. französischer Kriegshafen, 18. Heeresnachschub, 19. jordanische Hafenstadt, 20. Kopfbedeckung des Mittelalters, 22. Eichgewicht, 24. Haustier, 25. Sternbild, 26. Fanggerät, 28. Gerät zum Messen der Schiffsgeschwindigkeit, 29. griechischer Buchstabe, 31. italienischer Maler (1577–1642), 33. künstlicher, hellgrüner Saphir, 36. heftiger Zorn, 38. Mädchenname, 40. erhöhter Platz, 41. französische Stadt an der Maas, 42. Lehre vom Schall, 44. Fehlbetrag, 47. Gewinnanteil, 48. Vorwärts-Wintersportler, 51. niedersächsische Kreisstadt, 52. indische Münze, 54. Gesangsstimme, 55. Vorwärts-Sportschütze, 57. französische Stadt an der Saône, 58. Hast, 61. dem Efeu verwandter, stachliger Strauch, 64. Teil des Luftschiffs, 66. Pelzart, 67. Großmeister der spätgotischen Bildschnitzerei, 69. Angehöriger eines nordafrikanischen Mischvolkes, 70. männliches Wildschwein, 71. Staat der USA, 72. größter europäischer Süßwasserraubfisch, 73. bedeutendster deutscher Spruchdichter, 74. Nebenfluß der Donau.

Senkrecht: 2. Fluß in Frankreich, 3. Dichtungsmittel, 4. Hinweis, 5. sowjetisches Passagierflugzeug, 6. Stadt im Ruhrgebiet, 7. Marschpause, 8. Fluß in Südafrika, 9. Kreidefelsen auf Rügen, 10. Nebenfluß der Aare, 11. eine der Gezeiten, 14. Rohstoff der Bierbrauerei, 16. Bezeichnung für die Zerlegung der Fernsehbilder in Punkte, 17. Ostseebad, 21. römisches Obergewand, 23. Stadt im Erzgebirge, 27. sowjetische Gewerkschaftszeitung, 29. Tarnmittel, 30. indianisches Stammeszeichen, 31, saudiarabische Währungseinheit, 32. abessinischer Titel, 34. sowjetisches Passagierflugzeug, 35. Funkmeßverfahren, 36. Teil des Panzers, 37. Gesangsstimme, 39. Stadt in Schleswig-Holstein, 43. sowjetische Halbinsel, 45. In welcher Stadt befindet sich die älteste Jugendherberge der Welt (1912)?, 46. Schweizer Dichter (1819–1890), 49. Hauptstadt Zyperns, 50. Theaterplatz, 52. deutscher Komponist (Nationalpreis 1951), 53. Strom in Afrika, 55. Baumwollstoff, 56. Teil der Kletterpflanze, 57. Moskauer Verkehrsmittel, 59. Göttin der Jugend, 60. Hirschart, 62. Gewürz, 63. Berg in den Alpen, 65. Sultanat in Ostarabien, 68. alte französische Kupfermünze.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a — a — ba — baum — be — bel — bre — burg — cha — cher — chim — de — de — di — di — e — ei — ein — eis — en — en — fet — ga — ge — i — i — im — in — ku — la — larm — le — le — lil — lou — mor — nien — on — par — re — ri — ron — sart — sen — si — sig — so — spa — spes — stein — ster — stik — stri — ta — tai — té — te — tel — ten — ul — vi — vre — zei — sind 24 Wörter zu bilden. Die ersten und vierten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein Sprichwort in der Sowjetarmee.
1. deutscher Arbeiterführer (1840–1913), 2. Spezialschiff, 3. Weckruf, 4. Kliniken der Humboldt-Universität, 5. Waldgürtel Osteuropas und Sibiriens, 6. sowjetischer Filmregisseur, 7. synthetische Faser, 8. jugoslawische Halbinsel, 9. Stockwerk, 10. militärische Einheit, 11. meteorologischer Begriff, 12. Ausrüstungsgegenstand des Soldaten, 13. Vogel, 14. Staat in Asien, 15. Stadt im Bezirk Schwerin, 16. Kunstmuseum in Paris, 17. Strohblume, 18. Stadt im Bezirk Halle, 19. Lehre vom Schall, 20. Teil des Geschützes, 21. Stadt in Nordfrankreich, 22. Boot (besonders bei den Naturvölkern), 23. deutsches Mittelgebirge, 24. Wintermantel.

RÄTSELKAMM



bb dd eeeeee ff gg iiii m nnnnn oo p rrrrr ss t uuu y z — Aus den vorstehenden Buchstaben sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden und in die senkrechten Felder einzutragen:

1. Fußballspieler, ASK Vorwärts Berlin, 2. Geburtsort von Karl Marx, 3. Neuerer in der NVA, 4. sowjetischer Schriftsteller, Vorsitzender der Gesellschaft für Sowjetisch-Deutsche Freundschaft, 5. größter norwegischer Schriftsteller, 6. Fluß in Vorderindien, 7. Ballspiel. Bei richtiger Lösung ergibt die Waagerechte, nachdem die fehlenden Buchstaben eingesetzt sind, einen Dienstgrad.

Auflösungen aus „Armee-Rundschau" 10/60

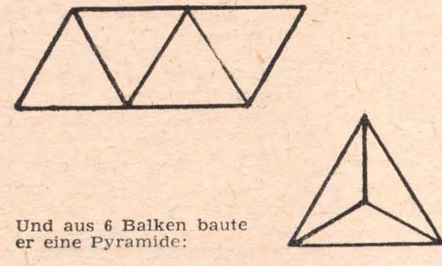
Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Sahib, 4. Mimik, 8. Virus, 11. Epos, 12. Bake, 13. Einer; 15. Remis, 16. Nadel, 18. Signal, 19. Selene; 20. Ries, 23. Aloe, 25. Antenne, 27. Tabelle; 29. Elbasan, 32. Oker, 33. Sana, 34. Grodotzki; 35. Aare, 38. Kali, 40. Sketsch, 42. Armatur, 43. Havanna, 44. Keil, 46. Stab, 49. Soldat; 52. Tanger, 54. Biene, 55. Regen, 56. Email, 57. Erie, 58. Star, 59. Speer, 60. Ernte, 61. Armee.

Senkrecht: 1. Steyr, 2. Hanse, 3. Berg, 4. Moräne, 5. Isel, 6. Ibis, 7. Kaserne, 8. Vene, 9. Rodel, 10. Silbe, 14. Eisler, 17. Ananas, 21. Irak, 22. Petrograd, 24. Oran, 25. Alarich, 26. Elektra, 27. Topas, 28. Beere, 30. Salat, 31. Nadir, 36. Akte, 37. Etalon, 38. Kassem; 39. Luna, 41. Havarie, 42. Andante, 44. Kubus, 45. Isere, 47. Traum, 48. Bilge, 50. Leer, 51. Teer, 52. Test, 53. Gera.

Silbenrätsel: 1. Akropolis, 2. Lissabon, 3. Lichtjahr, 4. Zeitfahren, 5. Eiffelturm, 6. Infanterie, 7. Tauziehen, 8. Generalmajor, 9. Undine, 10. Topographie, 11. Etappe, 12. Festung, 13. Alsace, 14. Hradschin, 15. Regiment, 16. Trikolore, 17. Fleming, 18. Ukraine, 19. Eberswalde. „Allzeit gute Fahrt für Schiff und Passagiere."

Man muß sich nur zu helfen wissen

Die 4 Dreiecke aus 9 Balken sehen so aus:



Und aus 6 Balken baute er eine Pyramide:

Pioniere vor!

Sie legen die Balken so über die Ecke des Grabens:

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium
Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41, 42 70 76 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"
Zeitschrift für politische, militärische und kulturelle Fragen in der Nationalen Volksarmee

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Unser Titelbild:
Flakgeschütz in Stellung

Rücktitel:
Technische Rast

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. Oktober 1960

Entlang der Strecke *(Fortsetzung von Seite 562)*

„Komm her, du Bummskopf", forderte ihn da ein Gefreiter mit kurzgeschnittenem Haar auf, „ich sehe dir doch an, daß dir der Magen knurrt!" Er warf einen Kanten Brot zu Marten hinüber und reichte eine geöffnete Büchse Wurst nach. „Was Besseres haben wir leider auch nicht, nur diese vergammelte Büchsenrotwurst, die draußen keiner mag. Seit drei Tagen gibt es bei uns keine andere. Aber wer Hunger hat, der kaut auch so was!"

Ein anderer hielt ihm eine Feldflasche mit kaltem Tee hin. Marten dankte, zog sein Taschenmesser und schnitt sich eine dicke Scheibe Brot herunter.

„Ihr seid aber eine hilfreiche Truppe", sagte er zwischendurch.

„Dann mußt du aber einem verkommenen Haufen angehören", brummte nun wieder der ältere Stabsgefreite", bei uns ist es selbstverständlich, daß man sich gegenseitig hilft!" Da fiel ihm ein, daß seine Gruppe auf dem Wege zum Bahndamm sein mußte. Sicher hatten sie beim Aufnehmen des Kabels den Fluß schon erreicht. Warum sitze ich da noch hier? Ich könnte doch helfen! Schließlich werden sie es schwer haben, wenn ein Mann aus der Gruppe fehlt!

Hastig schlang er das Brot hinunter, wischte mit einem Rest die Wurstbüchse säuberlich aus und erhob sich. „Ich muß jetzt los", sagte er zu den Soldaten und bedankte sich nochmals. Dann hing er sich seinen Karabiner um und ging, um beim Aufnehmen der Leitung zu helfen.

Marten und Habermalz ließen sich am Bahndamm nieder und machten es sich im Gras bequem.

„Heute früh hat Unterleutnant Heinze mit mir gesprochen", begann da Habermalz unvermittelt.

Marten erschrak ein wenig. Er wußte, daß der Zugführer oft den Gefreiten Habermalz als FDJ-Sekretär des Zuges zu Rate zog. Das war eigentlich nichts Außergewöhnliches. Aber sicher wollte Habermalz auf etwas Bestimmtes hinaus. „Wir haben uns über euch unterhalten", fuhr Habermalz ungerührt fort und streckte seine dünnen Beine aus. „Unterleutnant Heinze schlug mir vor, eine Zugversammlung einzuberufen. Dort sollt ihr euch wegen eures Verhaltens am Fluß verantworten."

Habermalz mußte sich unterbrechen. Ganz in der Nähe dröhnten einige Fahrzeuge vorbei, Werkstatt- und Tankwagen der Reparaturkolonne. Langsam schoben sie sich die Rampe hinauf und rollten auf den Waggons ihren festgelegten Plätzen zu. Die Rampe ächzte unter der Last, und die Ladeflächen der Waggons knarrten, wenn ein Fahrzeug darauf entlangfuhr. „Nur wegen dem Zwischenfall am Fluß?" fragte Marten sicherheitshalber, als die Geräusche der Fahrzeuge abklangen.

„Natürlich, weswegen denn sonst noch?"

Marten fühlte sich ein wenig erleichtert. Kein Wort von unserem verbotenen Ausgang, kein Wort von meiner Lüge gegenüber Unterleutnant Heinze. Nur vor der FDJ-Versammlung sollen wir geradestehen. Das ist nicht weiter schlimm. Denn dabei kam oft wenig heraus. Die meisten schwiegen sich aus, nur wenige stellten Fragen.

„Ich begreife manchmal euer Verhalten nicht", sagte Habermalz, „du und Schünemann, ihr beide hemmt uns. Es könnte bei uns vieles besser sein."

Hinten an den Waggons setzte in diesem Augenblick ein Hämmern ein. Marten blickte auf. An den Fahrzeugen und Geschützen standen Kanoniere und zurrten die Räder und Achsen fest. Die Fahrzeuge wurden mit Hölzern und Nägeln festgekeilt und mit den Planken der Waggons verdrahtet.

„Ich habe auch gestern schon mit Unterleutnant Heinze gesprochen, ich hatte ihm gemeldet, was sich am Fluß zugetragen hatte. Er war derselben Meinung wie ich." So also war das, dachte Marten. Er also hat es gemeldet, nicht Unteroffizier Fichtner. „Du hast uns also verpfiffen?" „Ich habe es gemeldet", sagte Habermalz nun doch ein wenig erregt. „Ich habe es deshalb getan, weil es so nicht weitergeht."

Das hatte Marten nun schon oft gehört. Fast auf jeder Versammlung wurde davon gesprochen. Aber geändert hat sich nie etwas. Früher hatte er schon gar nicht mehr darauf hingehört. Nun aber in dieser Situation hatte alles einen anderen Klang. Er mußte unwillkürlich an die Pioniereinheit denken, die vorhin die Verladerampe gebaut hatte.

„Aber wir kommen nicht weiter, weil ihr so undiszipliniert seid!" fuhr Habermalz fort. Dabei blickte er Marten aus seinen großen Augen vorwurfsvoll an. Früher wäre Marten wohl aufgebraust. Vielleicht wäre er sogar handgreiflich geworden.

Was ist das nur für ein Genosse, fragte er sich. Für ihn war Habermalz in der Vergangenheit eine Witzblattfigur gewesen, der sich jede Arbeit aufhängen ließ. Marten lächelte. Einer, der sogar um eine „Kiste" Bier wettete, um Schünemann pädagogisch umzukrempeln. Er hat uns sogar bei Unterleutnant Heinze gemeldet. Bei jedem anderen hätte es Marten als schmählichen Verrat angesehen. Aber Habermalz eine Petze?

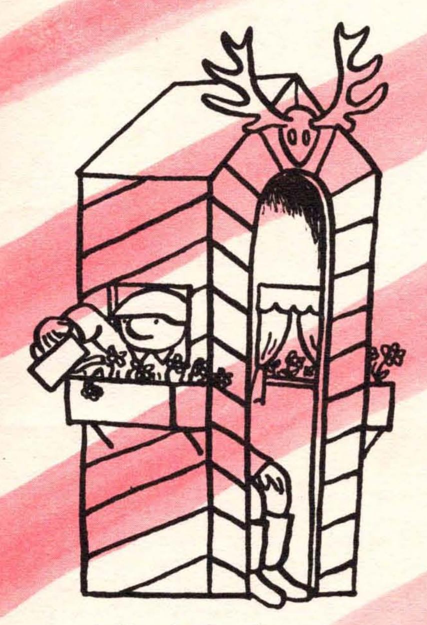
Aber was sollte er darauf antworten. Marten war sich im klaren darüber, daß es so nicht mehr weiterging. In diesem Augenblick nahm er sich fest vor, seine Arbeit als Soldat grundlegend zu ändern. Aber es war ihm peinlich, dies jetzt zuzugeben.

Die Kanoniere auf den Waggons schienen ihre Arbeiten beendet zu haben. In Gruppen eilten sie auf dem Bahnschotter entlang zu den Mannschaftswaggons. „Komm, wir müssen gehen", sagte da Marten zu Habermalz versöhnlich und stieß ihn an.

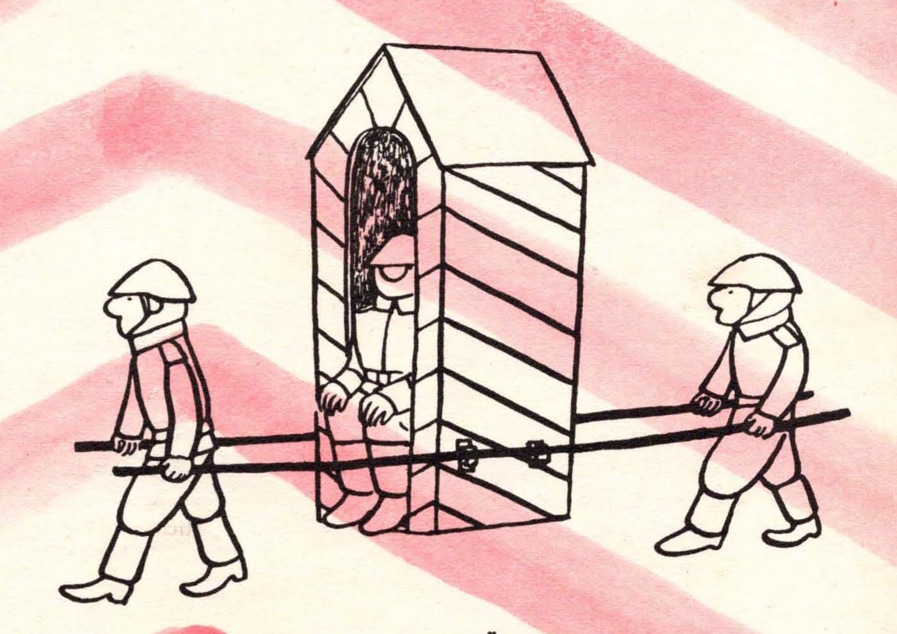
(Schluß folgt)

... aus dem Häuschen

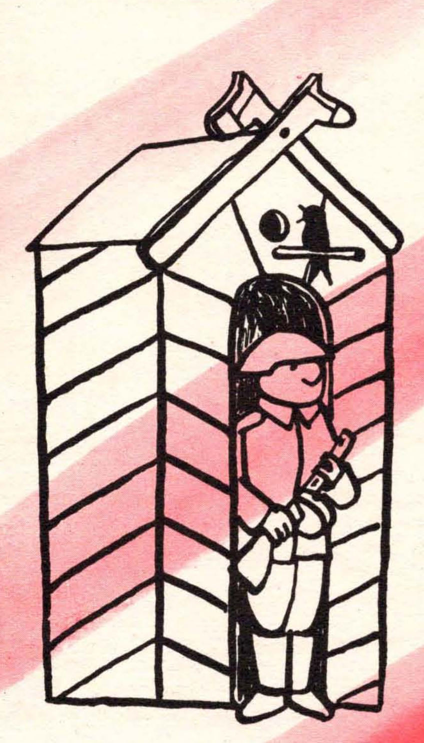
Zeichnungen von Paul Klimpke



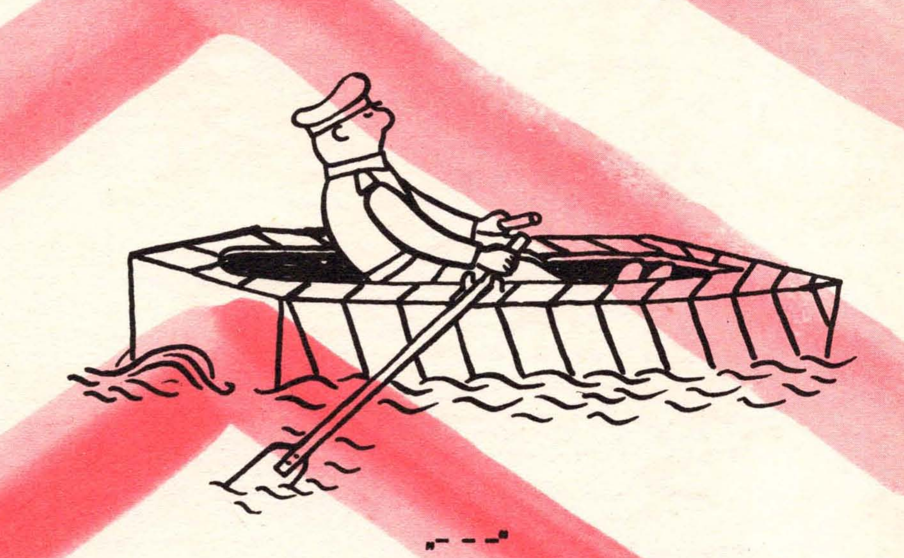
Der Laubenpieper



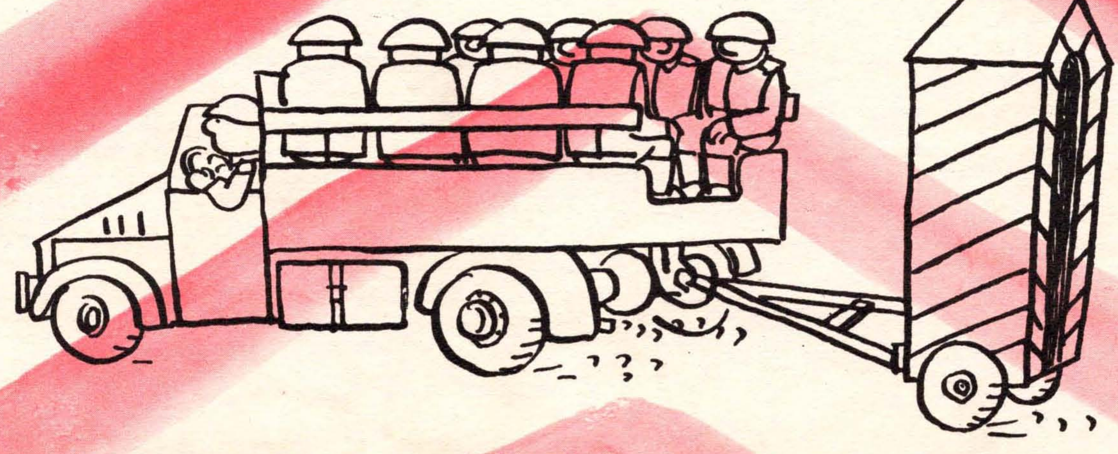
„– – –"



Tierisch ernst



„– – –"



Motorisiert




ARMEE
Rundschau